W - 412

DIE FACKEL

Nr. 406 SEPTEMBER 1915 XVII. JAHR 29.

Zwei Stimmen

Vatikan
Benedikts Gebet

».... Im heiligen Namen Gottes, unseres himmlischen Vaters und Herrn, um des gesegneten Blutes Jesu willen, welches der Preis der menschlichen Erlösung gewesen, beschwören wir Euch, die Ihr von der göttlichen Vorsehung zur Regierung der kriegführenden Nationen bestellt seid, diesem fürchterlichen Morden, das nunmehr seit einem Jahre Europa entehrt, endlich ein Ziel zu setzen. Es ist Bruderblut, das zu Lande und zur See vergossen wird. Die schönsten Gegenden Europas, dieses Gartens der Welt, sind mit Leichen und Ruinen besät. .... Ihr tragt vor Gott und den Menschen die entsetzliche Verantwortung für Frieden und Krieg. Höret auf unsere Bitte, auf die väterliche Stimme des Vikars des ewigen und höchsten Richters, dem Ihr

Redaktion
Benedikts Diktat

».... Und die Fische, Hummern und Seespinnen der Adria haben lange keine so guten Zeiten gehabt wie jetzt. In der südlichen Adria speisten sie fast die ganze Bemannung des »Leon Gambetta«. Die Bewohner der mittleren Adria fanden Lebensunterhalt an jenen Italienern, die wir von dem Fahrzeug »Turbine« nicht mehr retten konnten, und in der nördlichen Adria wird den Meeresbewohnern der Tisch immer reichlicher gedeckt. Dem Unterseeboot »Medusa« und den zwei Torpedobooten hat sich jetzt der Panzerkreuzer »Amalfi« zugesellt. Die Musterkollektion der maritimen Ausbeute, die sich bisher auf das

WIENER STADTBIBLIOTHEK

werdet Rechenschaft ablegen müssen sowohl für die öffentlichen Unternehmungen wie für Eure privaten Handlungen. Die Fülle der Reichtümer, mit denen Gott der Schöpfer die Euch unterstellten Länder ausgestattet hat, erlauben Euch gewiß die Fortsetzung des Kampfes. Aber um was für einen Preis? Darauf mögen die Tausende junger Menschenleben antworten, die alltäglich auf den Schlachtfeldern erlöschen ....«

»maritime Kleinzeug« erstreckte, hat einen gewichtigen Zuwachs erhalten, und bitterer denn je muß die Adria sein, deren Grund sich immer mehr und mehr mit den geborstenen Leibern italienischer Schiffe bedeckt, und über deren blaue Fluten der Verwesungshauch der gefallenen Befreier vom Karstplateau streicht....«

Glossen

Ein Tag aus der großen Zeit

Seite 9:
Der eiserne Kriegsbecher.
Aufruf des Ehrenausschusses.

Wien, 2. August.

Wir haben bereits das neueste Kriegsandenken, den eisernen Kriegsbecher, eingehend besprochen. Der Gedanke, dem Publikum zum Dank für die durch den Ankauf eines Bechers geleistete Kriegshilfe die Erwerbung eines wirklich schönen und nicht alltäglichen Erinnerungszeichens zu ermöglichen, stammt vom Statthalter der Steiermark, Grafen Manfred Clary und Aldringen. Die außerordentlich geschmackvolle Form und Ziselierung des Festbechers (denn als solcher ist das durch die große

Seite 10:
Das Inkrafttreten des Schlagobersverbotes in Wien.

Der erste Tag der »obersfreien« Wiener Kriegsjause.

Wien, 2. August.

Mit dem gestrigen Tage war in Wien die Statthaltereiverordnung, die die Verwendung von Schlagobers, und zwar sowohl die Erzeugung als den Verkauf und die gewerbsmäßige Verwendung verbietet, in Kraft getreten. Auch zur gewerbsmäßigen Erzeugung von Gefrornem war von heute ab die Milchverwendung untersagt, was das Ende aller Arten von »Obersgefrornem« bedeutete. Die Durch-

Zeit geweihte Trinkgefäß gedacht) hat Professor Marschall geschaffen.

Der Aufruf, in welchem sich der Ehrenausschuß an die Öffentlichkeit wendet, hat folgenden Wortlaut:

Denkmale, welche die Völker dem Ruhme der Vergangenheit errichten, reden zu allen und sind Gemeingut.

Aber auch in der Einsamkeit oder im engen Kreise der Familie schwingt sich das Gemüt des einzelnen zu den höchsten Höhen allgemeiner Begeisterung empor, so oft ihn die im eigenen Heim als teures Kleinod aufbewahrten Erinnerungszeichen und Symbole an große Zeiten gemahnen.

Und welch' große Zeit durchleben wir heute!

Ja, wann waren die Waffen geheiligter als jetzt, da sich die Völker der Monarchie in flammender Empörung erhoben und in hingebender Begeisterung um ihren heißverehrten Kaiser scharten, den tückischen Einbruch des Feindes abzuwehren — wann pochten mächtigere Feinde, größere Gefahren an die Tore des altehrwürdigen Reiches seit den Zeiten, da in Ost und West auflodernde Flammen im welthistorischen Ringen seinen Bestand bedrohten, und zum erstenmal des großen Prinzen Eugenius sieghaftes Lied erklang.

Es war eine weihevolle Stunde, als es nun wiederum erscholl und Antwort fand im mächtigen deutschen Kriegsgesang. Und als unser heiß geliebter Monarch zu seinem erhabenen Bundesgenossen die herrlichen Worte sprach: »In Treue drücke ich deine starke Hand«, da schlugen hochauf die Herzen, und von der Nordsee bis zur Adria, vom Rhein

führung der Verordnung ging, wie hervorzuheben ist, ganz glatt von statten. Das Publikum der Kaffeehäuser fügte sich widerspruchslos in die neue Ordnung, die mit der notwendigen Einschränkung des Milchverbrauches begründet ist. Wie die Abschaffung des Weißgebäcks, so wurde auch die Abschaffung des Schlagobers verständnisvoll als eine jener zweckmäßigen Maßregeln hingenommen, die uns das Durchhalten erleichtern sollen. Bemerkenswert waren die Veränderungen in der »Wiener Jause«, die der gestrige Tag bereits beobachten ließ. In den Küchen der Stadtkaffeehäuser gab es plötzlich ganz überflüssige Geräte; die außer Dienst gestellten »Schlagobersmaschinen«. Als die Jausenzeit in den zahllosen »Jausenstationen« des Wiener Rayons herannahte, trat das neue Verbot erst eigentlich in Erscheinung. Überall wurde Kaffee ohne die so charakteristischen weißen »Borten« von Obers (sic) serviert. Die zahlreichen Damenjausenbesucherinnen auf den Kaffeeterrassen nahmen die vom Markör kurz erläuterte Abschaffung des gewohnten »Doppelschlag« mit Verständnis entgegen und bestellten einfach — »Melange mit Haut«. In den Kaffeehäusern sind im Kellnerjargon die Stammgäste längst in »Schlag«- und in »Hautesser« eingeteilt. Letztere, zumeist Herren, mußten jedoch die gewohnte Zutat heute vielfach entbehren, da von einem Liter Milch beim besten Willen nicht mehr als höchstens fünf Portionen damit versehen werden konnten. →

bis zur Donau rauschte in heiliger Welle das Gelöbnis des Treuebundes.

Der Glanz antiker Größe durchleuchtet unsere Zeit — er umstrahlt unsere Helden im Felde und schimmert in Palast und Hütte. Einen Abglanz davon noch lebendig zu erhalten und noch Kindern und Enkeln zu vermitteln in einem Symbol, einem Erinnerungszeichen von dauerndem Werte, ist unser Gedanke.

Es war von vornherein klar, daß dieses Ziel nur durch Schaffung eines Erinnerungsgegenstandes erreichbar ist, der in jedem Hause Verwendung finden kann, daß er aber, um Dauerwert zu gewinnen, auch würdig sein muß, die Größe der Zeit und die Heiligkeit unseres Bündnisses in wahrhaft künstlerischer Weise zu versinnlichen und trotzdem auch dem Minderbemittelten erschwinglich sein soll.

Nichts eignet sich hiezu besser als der Becher; findet er doch meist bei feierlichen Anlässen Verwendung. Wie kein anderer Gegenstand eignet er sich, die Erinnerung an die große Zeit der Verbrüderung in uns zu erwecken, zugleich aber auch eine sinnige Zier jedes Heims zu bilden.

Der Kriegsbecher 1914/15, das Symbol der Erinnerung an heroische Zeit und der Verbrüderung in gemeinsamer Gefahr muß den hellsten Widerhall in den verbündeten Völkern finden.

Mit der Verkörperung dieses Gedankens betraut, schuf Kammermedailleur Professor Marschall in Wien, eine Berühmtheit auf diesem Gebiete und zugleich der einzige Künstler, dem es in letzter Zeit gegönnt war, Bildnisse der beiden erhabenen Majestäten in voller Lebens-

Eine weitere Folge der Reform war, daß die Markörkunststücke, sieben bis acht Kaffeegläser auf einmal zu befördern, nicht mehr durchführbar waren. Ein Markör erklärte dies damit, daß der »Gupf« von Schlagobers bisher eine feste Bindung des Kaffees nach oben gebildet habe, so daß nichts verschüttet werden konnte. Nun aber gerate die leere Flüssigkeit allzu leicht ins »Schwabbern«, so daß nur mehr drei bis vier Tassen auf einmal getragen werden könnten.

Die zweite Neuerung des gestrigen Tages in den Kaffeehäusern war die Abschaffung des Obersgefrornen. Die Kaffeesieder halfen sich damit, daß sie das Gefrorne — kalt gestelltes Kaffee-Eis — statt mit Beimengung von Obers mit — Wasser versetzten. Die breite Lage von Obers auf den Gläsern wurde, um der Darbietung ein »Gesicht« zu geben, durch gehäuftes Vanilleeis halbwegs ersetzt, auch wurden hie und da größere Portionen geboten. Auch die übrigen Gefrornessorten wurden noch geboten, jedoch mit Wasser hergestellt und ohne Obersschaum. Das Publikum hielt sich mehr an die Fruchteissorten, »Erdbeer«, »Himbeer« usw.

Bei den Zuckerbäckern versuchte man gleichfalls das entfallende Schlagobers so gut als möglich zu ersetzen. Die Schlagoberskrapfen waren sämtlich verschwunden. Wie schon angekündigt, half man sich mit »Schnee« aus Eiweiß. Die »Erdbeeren mit Rahm«, bisher eine im Sommer beliebte Erfrischung, waren natürlich nicht zu ersetzen. Aber auch das

wahrheit zu modellieren, nach Überwindung vielfacher Schwierigkeiten ein auserlesen schönes Bechermodell, das auf einem Edelmetallreifen das herrliche Doppelmedaillon der hohen verbündeten Majestäten trägt nebst dem von Ottokar Kernstock, dem berühmten Sänger des »St. Jörg«, verfaßten Bechersprüche:

Klar, wie dies Glas ist unser Recht!
Weh' dem, der es zerbrechen möcht'!

Unsre harte, eherne Zeit wies noch einen ganz besonderen Weg. Was sollte sinnfälliger und packender die späteren Generationen an diese Zeit und unser Treuegelöbnis erinnern, als der ihnen von den Vätern aus der Heldenzeit ererbte eiserne Kriegsbecher. Kernstock gab den Spruch:

Den eisernen Becher, den vollen, weiht,
Den eisernen Helden der eisernen Zeit!

Publikum der Zuckerbäcker erwies sich als verständig genug, um sich mit der unvermeidlichen Maßregel, die die Schonung der Milchvorräte bezweckt, rasch abzufinden.

In Kreisen der Gewerbe, die sich mit den durch das Schlagobersverbot berührten Artikeln befassen, konnte man vielfach Zweifel bezüglich der Gültigkeit des Verbotes hinsichtlich eventueller Verwendung von Trockenmilchtabletten zur Eisbereitung vernehmen. Tatsächlich ist die Trockenmilch, die auch vom Auslande eingeführt wird, in der Verordnung nicht erwähnt, und es bedürfte entsprechender Unterweisung, ob auch die Trockenmilch in das Milchverbot bei der Eiserzeugung einbezogen ist.

* * *

Noch ein Tag aus der großen Zeit

Seite 2:

Wien, 27. Juli.

Universitätsprofessor Dr. C. Brockhausen:

.... Ehrlich haben wir gekämpft; Taten des Hasses und der Grausamkeit haben wir vermieden; sie würden auch nicht stimmen mit dem edlen, von Güte und Menschlichkeit durchtränkten Charakter unserer Völker. Niemals sind wehrlose Gefangene auch nur mit Worten gehöhnt worden ....

Seite 6:

Wien, 27. Juli.

Der Lemberger Stadtkommandant:

.... Ich habe bemerkt, daß die russischen Gefangenen während ihres Transportes durch die Straßen von einem Teile des Publikums, besonders des jüdischen, beschimpft und mit Stöcken geschlagen wurden. Dieses Verhalten ist einer Kulturnation unwürdig und verletzt die Bestimmung des internationalen Rechtes ....

* * *

Philosophie

Der Dekan der philosophischen Fakultät der Universität Berlin, Professor Dr. Hans Delbrück, hat sich ins Große Hauptquartier begeben, um dem Chef des Generalstabes der Feldarmee General v. Falkenhayn das Diplom als Ehrendoktor der Philosophie persönlich zu überreichen. Die von Professor v. Wilamowitz verfaßte Laudation gibt die Gründe der Verleihung in lateinischer Sprache an. Die Begründung rühmt Falkenhayn, der in der letzten Zeit des Friedens und der ersten des Krieges als Kriegsminister und darauf als Chef des Großen Generalstabes dafür gesorgt hat, daß Truppen, Munition und Verpflegung an allen den so weitentlegenen Punkten niemals fehlten, so daß der Feind, wo immer er angriff, seine verfehlten Versuche bald aufgeben mußte. Er hat aber auch den ebenso kühnen wie klugen Plan entworfen, nach dem ein starkes Heer von unseren und den verbündeten Truppen unbemerkt in einem gut gewählten Punkte zusammengezogen ward und in plötzlichem Ansturm den überraschten Feind vollkommen in die Flucht schlug. Diesem Meister in allen Künsten des Krieges verleihen wir die Würde eines Doktors der Philosophie und Meisters aller schönen Künste. Zugleich mit Falkenhayn erhielt den Doktorhut ehrenhalber der Generalleutnant und Generalquartiermeister Freytag v. Loringhoven, der berühmte Militärschriftsteller. . . .

Man kann getrost annehmen, daß die deutschen Heerführer auch in ihren Ruhepausen so sehr von ihrer sachlichen Lebensauffassung durchdrungen sind, daß sie für solche Anerbietungen von Spaßvögeln, die sich jetzt zu häufen scheinen, nur höfliche Verachtung, Gelächter oder Langeweile übrig haben. Unter jenen sind ja Männer, die, wie der General v. Stein, viel besser den Anstand geistiger Verpflichtungen zu wahren wissen und solchen durch eine reinliche Trennung von den ungeistigen besser gewachsen sind als die deutschen Philosophieprofessoren, welche ihre eigene Berufsehre für gut genug halten, ein Ornament für Verdienste zu sein, die annähernd so viel damit zu schaffen haben wie Schokolade mit Knoblauch oder gar wie die Leistungen der Herren Delbrück und Wilamowitz mit Munitionsversorgung. Die Fähigkeit, das Kriegshandwerk zu den schönen Künsten zu zählen und die Kriegswissenschaft für Philosophie auszugeben, entspricht einem Geisteszustand, der sich in diesem Krieg wohl zu fühlen scheint, anstatt daß er an ihm zuschanden ginge. Die deutschen Professoren haben es mit den österreichischen Kellnern gemeinsam, daß sie jeden, der ihnen einen intelligenteren Eindruck als sie selbst macht, zum Ehrendoktor ernennen und die deutschen Kellner und die österreichischen Professoren machen es ihnen nach.

* * *

STADTBIBLIOTHEK

Eine Sprachstudie

Die ‚Saarbrücker Volkszeitung' meldet:

Der deutsche Kronprinz erließ am 22. August folgenden Armeebefehl:

»Heute jährt sich zum erstenmal der Siegestag der Schlacht von Longwy. Welch schicksalschweres Jahr ist vor unseren Augen dahingerauscht, seit auch wir dabei sein durften, wie die deutschen Heere über die festungsbewehrte Grenze drangen. In ungestümer Angriffsfreude schirmten sie Hof und Herd der heimischen Scholle, trieben eine Welt begehrlicher Feinde mit allen Schrecken heutiger Kriege in dem blühenden feindlichen Lande. Wer jene heißen Augusttage inmitten der fünften Armee miterlebt hat, wo wir siegessicher den Franzosen die deutsche Überlegenheit so schlagend zum Bewußtsein brachten, dem werden sie unvergeßlich bleiben. Nicht minder unvergeßlich aber bleiben uns auch die langen, bitterschweren Monate, in denen wir nicht mehr losließen, bis wir uns in heiligem Zorn am Feinde festgebissen hatten. Dem freudigen Leben stolzer Angriffsschlachten folgte unsere entsagungsreiche Verteidigung, unser Maulwurfskrieg, mit dem wir in ohnmächtiger Wut die anstürmenden Feinde in unzerreißbare Fesseln schlugen, und der nur so den unvergleichlichen Siegeszug unserer Brüder im Osten ermöglichte. Aber wie bei einem Vulkan unter dünner Decke das unbändige Element sich reckt und dehnt, bis, mit Gewalt durchbrochen, seine Kräfte frei werden, so warten wir in ungebrochener Kampfeslust auf den Tag, wo der Kaiser auch uns zu neuem Angriff ruft, heraus aus den Gräben und Stollen, hinein in den Krieg wie wir ihn lieben. Gebe Gott, daß bald der Tag erscheine! Frankreich soll sie wieder kennen, die Sieger von Longwy!«

Es unterliegt hoffentlich keinem Zweifel, daß dies nicht dem deutschen Kronprinzen, sondern der Saarbrücker Volkszeitung passiert ist. Der deutsche Kronprinz ist selbst Schriftsteller und man weiß, daß den führenden Persönlichkeiten des heutigen Deutschland der Umgang mit literarischen Charakterköpfen wie Ganghofer und Presber auch ein hinlänglich wirksames Vorbild stilistischer Zucht geboten hat, um nicht gegebenen Falls Taten, die der Geschichte angehören, durch eine mehr dem Journalismus eigentümliche Art der Beschreibung entstellen zu lassen. Der General v. Stein, dem es bis zur Schlacht an der Marne vergönnt war, der Wahrheit den ihr angeborenen Ausdruck zu finden, hat allerdings zu Weihnachten über die kulturelle Wirkung jener in raschem Siegeslauf errungenen Taten eine ziemlich pessimistische Ansicht geäußert. Aber eben er müßte glauben, daß ein Verzicht auf ihre expeditive Erledigung, wie ihn nach dem Bericht der Saarbrücker Zeitung der Kronprinz beklagt, einen Seelenzustand

vorbereiten könnte, der für eine ungeistige Darstellung, für den Prunk vorhandener journalistischer Redewendungen gar keine Gelegenheit mehr läßt. Darum kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die Zeitung und nicht der Kronprinz selbst an der Vorstellung Gefallen gefunden hat, daß eine Scholle Hof und Herd habe, wo doch eher das umgekehrte der Fall sein könnte. Und nur eine Zeitung kann sagen, daß man dem Feind »so schlagend« die Überlegenheit zum Bewußtsein bringt, denn ein Soldat überzeugt ja den Gegner nicht mit Argumenten, sondern mit wirklichen Schlägen. Und wenn der Kronprinz von »ungebrochener Kampfeslust« spricht, könnte er doch nicht zugleich hoffen, daß das unbändige Element mit Gewalt »durchbrochen«, sondern nur, daß es mit Gewalt durchbrechen werde. Vollends eine Wendung aber weist deutlich auf die journalistische Mache hin. Der Kronprinz spricht von dem »heiligen Zorn«, mit dem sich seine Armee am Feinde festgebissen habe. Heiliger Zorn jedoch ist eine Regung, die gewiß nicht geeignet ist, in dem, der sich ihrer rühmen kann, Unzufriedenheit zu wecken und den Wunsch, daß der Zustand bald geändert werde. Darum kann es auch keinem Zweifel unterliegen, daß nicht die deutsche Armee es war, die in »ohnmächtiger Wut« die anstürmenden Feinde »in unzerreißbare Fesseln« geschlagen hat, sondern daß diese heiligem Zorn wohl entgegengesetzte Regung eher den Feinden zuzutrauen ist und daß die deutsche Armee eben die in ohnmächtiger Wut anstürmenden Feinde in unzerreißbare Fesseln geschlagen hat. Die ohnmächtige Wut ist aus der Satzkonstruktion gesprungen wie aus einem Schützengraben und von den Feinden zu den Eigenen übergegangen. Der Saarbrücker Zeitung ist in der Hitze der Gefechtlosigkeit, die sie allzu lebhaft mitgefühlt hat, ein Lapsus passiert, den die Psychologen vielleicht auf einen unbewußten Zustand zurückführen könnten und der nun eine Art von Situationsbericht ergibt, die in rechtem Gegensatz etwa zur bewußten Meisterschaft des Generals v. Stein steht. Dieser hat aber gelegentlich einer Rundfrage auch den Mut zu der Antwort gehabt, daß der Glaube, mit Frankreich schnell fertig zu werden, irrig, das Gegenteil kulturell heilsam, daß den Deutschen prompte Siege nicht bekömmlich seien und daß sie als die Folge von Sedan einen trostlosen Siegeslauf des Materialismus erlebt hätten. Gewiß wäre er imstande gewesen, die Resignation der Waffen eine Sprache

führen zu lassen, in der man ausnahmsweise nichts davon gespürt hätte, daß der Sieger in Deutschland mit dem Wort so schnell fertig wird wie der Redakteur und beide schneller als mit Frankreich.

* * *

Die Waffen der Neutralität

Seite 8:

General von Moltke über die Waffenlieferungen Amerikas.

Berlin, 17. August.

. . . .›Wie lange mag der Krieg noch dauern?‹ ›Das kommt darauf an, wie lange ihr Amerikaner fortfahren werdet, Waffen, Munition und Kriegsmaterial für unsere Feinde zu liefern. . . . Ich weiß wohl, daß dies das Werk von amerikanischen Privatkonzerns ist. Aber unser Volk ist erstens überrascht, daß so viele Ihrer Landsleute gewillt sein sollten, wegen materieller Vorteile einen so unneutralen Handel gegen uns zu unternehmen, und zweitens, daß Ihre Regierung, die in ihrer Note vom 10. Juni mit Recht hervorhebt, daß die Grundsätze der Menschlichkeit höher stehen als bloße Eigentumsrechte oder Handelsvorteile, keine prompten Maßnahmen ergreifen sollte, um dem ein Ende zu machen. . . . Wir waren also in derselben Lage wie unsere Gegner, der Unterschied liegt nur darin, daß wir gezwungen waren, uns selbst zu helfen, eine Riesenaufgabe, die unsere Heeresverwaltung in Gemeinschaft mit der deutschen Industrie in glänzender Weise gelöst hat, während für unsere Feinde, deren Leistungsfähigkeit versagte, die amerikanische Industrie einsprang und ihnen über die Schwierigkeiten hinweghalf.

Seite 7:

Zurückweisung unberechtigter Vorwürfe.

Frankfurt, 17. August.

Die ‚Frankfurter Zeitung' meldet: Ein Telegramm aus Newyork vom 16. August berichtet uns, daß die ‚World' Briefe veröffentlicht, woraus hervorgehen soll, daß die deutsche Regierung für Preßagitationen in den Vereinigten Staaten und auch für Versuche, in den Vereinigten Staaten Waffen und Munition zu bekommen, große Summen aufgewendet habe. In Verbindung damit wird der Name des Botschafters und einiger der Botschaft attachierter oder nahestehender Herren genannt. . . . Wir wären Narren, wenn wir in dem Kriege, in dem unsere Feinde mit allen Mitteln gegen uns arbeiten, an Keuschheit zugrunde gehen wollten. Daß wir im Auslande zu kaufen suchen, was wir während des Krieges und zum Kriege bedürfen und brauchen können und was sonst vermutlich in die Hände unserer Feinde fiele, ist so selbstverständlich, daß eine ›Enthüllung‹ einfach komisch wirkt. Haben doch die Vereinigten Staaten offiziell ausdrücklich erklärt, es liege im Wesen ihrer Neutralität, daß sie uns ebenso gern Waffen und Munition verkaufen würden wie unseren Feinden.

New-Yorker Brief
von Karl Eugen Schmidt, ‚März', 1. Mai.

. . . . Wenn man sich die amerikanischen Firmen ansieht, die an dem Geschäft beteiligt sind, merkt man nicht ohne schmerzliche Überraschung, daß man es dabei durchaus nicht nur mit Angloamerikanern zu tun hat. Bei weitem das umfangreichste Geschäft wird von den Stahlwerken in Bethlehem — diesen friedlichen Namen führt die größte Kanonengießerei der Vereinigten Staaten — im Staate Pennsylvanien gemacht. An der Spitze dieses Stahltrusts stand früher der große Friedensapostel und Menschenfreund Carnegie, hierzulande als der erbarmungsloseste Arbeiteraussauger und Heuchler bekannt. Nach seinem Rücktritt übernahm ein Mann die Leitung, der den guten deutschen Namen Schwab trägt und somit nicht als Angloamerikaner angesprochen werden kann. Damit noch nicht genug, erfahren wir aus dem in finanziellen Angelegenheiten maßgebenden ‚Wall Street Journal', daß zwanzig Prozent der Aktien dieses Unternehmens in deutschen Händen sind, wohlverstanden, nicht in deutsch-amerikanischen, sondern in reichsdeutschen Händen. Es ist auch noch lange nicht das Schlimmste, was bei dieser Gelegenheit an den Tag gekommen ist. Während man von mehreren waschecht angloamerikanischen Fabrikanten erfahren hat, die Bestellungen der französischen und englischen Regierung abgewiesen haben, hat der in Milwaukee erscheinende sozialistische ‚Leader' die Namen mehrerer Deutschamerikaner genannt, die öffentlich laut und eifrig für die Sache Deutschlands eintreten, während die von ihnen geleiteten Fabriken Patronen, Flinten und anderes Kriegsmaterial für England und Frankreich herstellen. Ja, es kommt noch schlimmer; es gibt in den Vereinigten Staaten Filialen reichsdeutscher Firmen, die sich an diesem Geschäft beteiligen! Hat man da noch das Recht, gegen die merkwürdige Neutralität Onkel Sams zu protestieren, der schließlich keine besondere Veranlassung hat, um unserer schönen Augen willen auf diese gewaltigen Profite zu verzichten? Können wir ihn an den Pranger stellen, wenn unsere eigenen Landsleute der Versuchung nicht widerstehen und das englische und französische Geld einstreichen?

General von Moltke:

. . . . Es ist ein großer Unterschied, ob man Waffen in Friedenszeiten ans Ausland verkauft, oder ob man Waffen an gegenwärtig Kriegführende liefert, die gegen die eigenen Freunde kämpfen. Unsere Krupp- und Mauserwerke haben während des Friedens Waffen an die ganze Welt verkauft, ebenso haben es aber auch die Creuzot-Werke in Frankreich, die Armstrong-Werke in England oder die Winchester- und Remington-Kompagnien in Amerika getan. Anders aber wird die Sache während eines Krieges. . . . Während

gegenüber zu beklagen gehabt. Um auf die allgemeine Tatsache von Waffenexport in Friedenszeiten zurückzukommen, eine Tatsache, der sich manche Leute entgegenstellen, so muß man in Betracht ziehen, daß große Werke, wie Krupp in Essen, Skoda in Pilsen, Schneider in Creuzot oder Armstrong in England, weder ihr hohes Maß von moderner Leistungsfähigkeit erreichen, noch unterhalten könnten, wenn sie nicht durch neue Aufträge in mehr oder weniger ständiger Weiterentwicklung gehalten würden. Deswegen billigt unsere Regierung den Außenhandel unserer privaten Waffen- und Munitionsfabriken in Friedenszeiten, wie es der Fall war bei großen früheren Verkäufen durch Krupp an Rußland, Belgien und Italien, obgleich ihre Erzeugnisse an Staaten verkauft wurden, die möglicherweise einmal unsere Feinde werden konnten. . . .

Note der Vereinigten Staaten:

. . . . In diesem Zusammenhang ist es angebracht, die Aufmerksamkeit der k. u. k. Regierung auf die Tatsache zu lenken, daß Österreich-Ungarn und Deutschland, besonders Deutschland, während der dem gegenwärtigen europäischen Kriege vorhergehenden Jahre einen großen Überschuß von Waffen und Munition erzeugt haben, den sie in der ganzen Welt und speziell an Kriegführende verkauften. Während dieses Zeitraumes hat keines von den beiden jemals das jetzt von der k. u. k. Regierung vertretene Prinzip angeregt oder angewendet. Während des Burenkrieges zwischen Großbritannien und den Südafrikanischen Republiken hinderte das Abpatrouillieren der Küste benachbarter neutraler Kolonien durch britische Kriegsfahrzeuge die Verbringung von Waffen und Munition nach dem Transval und Oranje-Freistaat. Die verbündeten Republiken befanden sich in einer Lage, die in dieser Hinsicht nahezu identisch ist mit jener, in der sich Österreich-Ungarn und Deutschland gegenwärtig befinden. Trotzdem verkaufte Deutschland ungeachtet der kommerziellen Isolierung des einen Kriegführenden an Großbritannien, den anderen Kriegführenden, Hunderttausende Kilogramm von Sprengstoffen, Schießpulver, Patronen, Geschossen und Waffen, und es ist bekannt, daß auch Österreich-Ungarn ähnliche Munition an denselben Käufer, wenn auch in geringeren Mengen, verkaufte. Während im Vergleich zu dem gegenwärtigen Kriege die verkauften Mengen gering waren, war das in Frage kommende Prinzip der Neutralität dasselbe. Wenn sich zu jener Zeit Österreich-Ungarn und sein gegenwärtiger Bundesgenosse geweigert hätten, Waffen und Munition an Großbritannien aus dem Grunde zu verkaufen, weil ein solches Vorgehen eine Verletzung des Geistes der strengen Neutralität wäre, dann könnte die k. u. k. Regierung mit größerer Folgerichtigkeit und größerer Kraft auf ihrem gegenwärtigem Standpunkt bestehen. — Es darf weiter darauf hingewiesen werden, daß während des Ihrer verschiedenen nordamerikanischen Kriege hat Ihr Volk sich niemals über Waffen- oder Munitionslieferungen unserseits Ihren Feinden

Krimkrieges große Quantitäten von Waffen und Kriegsmaterial an Rußland von preußischen Fabrikanten geliefert wurden, daß während des jüngsten Krieges zwischen der Türkei und Italien, wie diese Regierung erfahren hat, Waffen und Munition an die ottomanische Regierung von Deutschland geliefert wurden und daß während der Balkankriege die Kriegführenden sowohl von Österreich-Ungarn als auch von Deutschland mit Munition versehen wurden. Obwohl diese letzteren Fälle der Lage Österreich-Ungarns und Deutschlands im gegenwärtigen Kriege nicht analog sind, wie es bei dem südafrikanischen Kriege der Fall ist, zeigen sie doch deutlich die seit langem bestehende Praxis der beiden Reiche in Sachen des Handels mit Kriegsmaterial.

* * *

Der Neutrale

Ein amerikanischer Professor, Freund der Zentralmächte, derzeit in Karlsbad, muß die Kur durch ein Interview unterbrechen. Er spricht aber beinahe von selbst und es entschlüpft ihm ein Kompliment:

.... Was die Österreicher anbelangt, so hat man sie, wie ich bekennen muß, in den oberen Kreisen Amerikas seit jeher von einer günstigeren Seite beurteilt als die Deutschen, aber wenn man die Wahrheit gestehen will, muß man sagen, daß dies wohl deshalb der Fall war, weil man von Österreich-Ungarn in Amerika noch viel weniger weiß als von Deutschland. Gegenwärtig macht man keinen Unterschied ....

Er merkt, daß er ein faux-pas gemacht hat, und der Interviewer, eine langjährige Klette der Karlsbader Kur, die schon dem verstorbenen Otto Erich Hartleben den Brunnen sauer gemacht hat, gibt ihm Gelegenheit, die Scharte auszuwetzen, durch die Frage — als ob der Mann sie noch nicht beantwortet hätte — was man in Amerika von Österreich-Ungarn spreche. Die Wiederholung wurde angeregt durch die Bemerkung des Amerikaners, daß drüben selbst gebildete Leute »keine Auskunft über die geographische Lage der Balkanstaaten geben konnten«. »Wie spricht man in Amerika über Österreich-Ungarn?« Nun nimmt sich der Fremdling zusammen und legt los:

Ich möchte beinahe sagen, daß man für Österreich-Ungarn dieselben Sympathien hegt wie für Frankreich, jedenfalls steht Österreich-Ungarn im Herzen der Amerikaner weit höher als Rußland. »Vienna« ist für die Amerikaner bereits eine Lieblingsstadt, welche jetzt in die Mode kommt. Ich schweife vielleicht vom eigentlichen Thema ab, aber es verdient immerhin Erwähnung.

daß die amerikanischen Frauen sehr viel dazu beitragen, Wien populär zu machen, denn seit den letzten Jahren gehört es fast ebenso zum guten Geschmack einer eleganten Amerikanerin, ein Wiener Kleid zu tragen, als wie eine Pariser Toilette, und dort, wo die Damen schöne Kleider erhalten, dahin folgen bekanntlich bald die Männer nach.

Einen neutraleren Amerikaner wird man sich kaum denken können. Er läßt seine Landsleute Österreich günstiger als Deutschland beurteilen, weil sie es noch weniger kennen, sie finden es so sympathisch wie Frankreich, ziehen es Rußland jedenfalls beiweitem vor, und wiewohl sie wahrscheinlich nicht wissen, wie die Hauptstadt von Österreich heißt, ist Vienna »bereits« die Lieblingsstadt der Amerikaner und bei ihnen populär. Das mußte er »beinahe« sagen, wiewohl er fürchten mußte, vielleicht vom eigentlichen Thema abzuschweifen, aber es verdient immerhin Erwähnung, ein Wiener Kleid, das ist halt was ganz Besonderes, wegen des bekannten Schick und Schaner, den nur unseraner hat, und dort, wo die Damen schöne Kleider erhalten, dahin folgen bekanntlich bald die Männer nach, so daß sich aus der amerikanischen Neutralitätsfrage eine ganz bedeutende, aber schon sehr eine bedeutende Hebung des Fremdenverkehrs, auf die wir ja in den schwersten Zeiten noch in einem Herzenswinkerl gehofft haben, zum Hals herauswachsen wird.

* * *

Was den prächtigen Ganghofer

erfreut:

. . . . Nun klirrte der stramme Schrittmarsch des deutschen Parademarsches über das Asphaltpflaster des Sachsenplatzes von Warschau. Die Wirkung, die der Anblick dieses kraftvollen militärischen Schauspieles auf die vielen Tausende von Zuschauern ausübte, war deutlich zu erkennen. Die Warschauer machten sehr große Augen. Und einen alten Juden hörte ich zu seiner Tochter sagen: »Nu waaß me, wos e Saldot is!«

verdrießt:

. . . . Und hinter diesen Wagenladungen des Elends, zwischen den Ruinen der von den Russen niedergebrannten Stadt, inmitten dieses Trauerbildes sinnloser Verwüstung, stand hübsch und unversehrt die russische Kirche, gerettet durch die abergläubische Angst vor einem strafenden Gotte! Kosakenreligion! Ob Gott in einer solchen Kirche noch wohnen mag?

erheitert:

. . . . Wie im Krieg zu jeder Stunde die Gegensätze von Schauer und Schönheit, von Ernst und grotesker Komik sich durcheinanderwirren.

so gab es auch im Verlaufe dieses festlichen Einzuges einige Momente voll schreiender Heiterkeit. . . . Die gewaltige Menschenmasse, welche die Straße verschloß, geriet wie durch Zaubermacht in plötzliche Wallung und verwandelte ihre kompakte Geschlossenheit flink in lockeres Auseinanderstreben. . . . Über den Köpfen und Körpern, die sich mit affenartiger Schnelligkeit voneinander schieden und die Straße freigaben, schimmerten und blitzten Tropfengüsse und leuchteten in der Sonne die schönen Regenbogen von zwei dicken, sausenden Wasserstrahlen, die der polnische Ordnungsgeist aus großen, fürsorglich bereitgehaltenen Feuerspritzen über die kreischende Menge hinpumpte. Der Humor der Unbeschädigten ließ kein Mißtrauen der Betroffenen aufkommen. Es lachte der Triefende mit dem Trockengebliebenen. Es lachte der magere Jude, der in seinem von Nässe klebenden Kaftan aussah wie ein Hungerkünstler in schwarzem Seidentrikot, es lachte die elegante Dame, der das lichte Sommerkostümchen transparent über alle Formen gebügelt war gleich einem Badekleide aus zartem Battist, und am herzlichten lachten alle Kinder, ob getauft oder ungetauft. Und wir alle in den Autos lachten mit, bis wir lustige Tränen in den Augen hatten.

* * *

Das muß ein Kunstwerk sein

. . . . Das Gesicht ist von großer Ausdruckskraft, das ganze Standbild wohlgelungen. Den Sockel zieren etliche Reliefs, die Spottbilder unserer Feinde zeigen: eine Bärenfratze (Rußland), eine Dogge (England), einen Hahn (Frankreich), eine Löwenfratze (Belgien), eine Schlange (Serbien), einen Drachenkopf (Japan) und ein Chamäleon (Italien). Das 3 Meter hohe Denkmal, aus Lindenholz hergestellt, ziert die Vorhalle des Kunstgebäudes neben dem Residenzschloß; es wurde am Sedantag feierlich enthüllt. König Wilhelm und Königin Charlotte schlugen die ersten Nägel zur Panzerung des Schwabenritters ein.

Jetzt werden jene ekelhaften Humorkarten, mit denen das Hinterland den Kämpfenden eine Freude bereiten wollte und die von ihnen als unbrauchbar zurückgewiesen wurden, in Plastik umgesetzt. Dabei bleibt noch immer eine Ungerechtigkeit zu beklagen. Der Drache hat einen Kopf, selbst das Chamäleon wird als ganzes anerkannt — warum haben der Bär und gar der Löwe eine Fratze? Gehört sich denn das, die besten Tiere, die doch von den Industriestreitigkeiten der Menschen gar nichts wissen, zu beleidigen? Der Löwe ist schließlich der König der Tiere, er macht immerhin noch eine bessere Figur als manche Persönlichkeiten des Hinterlandes, die an Enthüllungen von Wehrmännern teilnehmen, und man sollte Recht für Gnade ergehen lassen und die Neutralität seines Königtums respektieren.

* * *

Die wackere Schalek forcht sich nit

ging ihres Weges Schritt für Schritt, ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken und tät nur spöttisch um sich blicken. Die Schalek, oder wie ihr Untertitel lautet, »die erste und bisher einzige vom Kriegspressequartier als Berichterstatterin zugelassene Dame« — denn willst du wissen, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an —, die Schalek also ist jetzt »in der Glut des Erlebens«, hat nur Spott und Hohn für das tatenlose Hinterland, verachtet die »Daheimhockenden, die aus der Zeitung den Krieg erleben«, aus der Zeitung, für welche die Schalek berichtet, bedauert jeden, »dem es nicht vergönnt ist, Tirol im Kriege zu sehen« und läßt sich von keiner Gefahr anfechten. Was auf den ersten Blick wie ein selbst in dieser großen Zeit auffallender Mangel an Schamgefühl berührt, ist nur jener frische Offensivgeist, mit dem die Schalek bis an die vorderste Front vordringt und worin sie es kecklich mit einem Roda Roda aufnimmt oder mit einem Klein, der auch schon in Schützengräben gefrühstückt hat. Sie fühlt sich zwischen Batterien zuhause, wie nur eine andere zwischen Dunstobst, stellt ihren Mann, macht sich nichts daraus, einem eben beschäftigten Offizier »die Einzelheiten förmlich aus dem herb verschlossenen Mund zu ziehen« und hat auch schon tirolerisch gelernt, denn sie will gehört haben, wie ein Landesschütze gesagt hat: »Schaugts, jetzt trauen sie siach.« Es ist aber immerhin möglich, daß der diesbezügliche Landesschütze kein Tiroler, sondern eigentlich ein Ischler war, den die Schalek noch aus einem Wiener Wohltätigkeitskomitee, also aus dem verächtlichsten Hinterland persönlich kennt. Aber wenn man von solchen Zufälligkeiten ab- und näher hinsieht, ist natürlich jeder Landesschütze eine Überraschung und gar jeder Standschütze ein echter Defregger oder wenn man will ein Egger-Lienz. Wie gemalt sitzen sie da, noch mehr für die Kunstkritik als für die Kriegsberichterstattung geschaffen. »Erst wenn sie ausspucken und ‚Grüaß Gott!' sagen und plötzlich ein schlau verstohlenes Zwinkern ins Auge hängen«, dann fühlt man, daß sie lebendig sind. Mindestens dürfte ein Beweis für ihre Lebendigkeit sein, daß sie schlau verstohlen zwinkern, wenn sie unter den Rezensenten ihrer Tätigkeit jetzt auch ein weibliches Mitglied des Pressequartiers zu Gesicht bekommen müssen. Denn das Ausspucken und Grüaß Gott!-Sagen hätte im

— 16 —

ein Ölgemälde lernen müssen. Es versteht sich aber schon von selbst, daß die Gewehrsmänner im Verkehr mit den Gewährsmännern überaus zuvorkommend sind, nun gar gegenüber ~~mit~~ einer Frau, die diesen schönen Beruf ergriffen hat, und wenn diese Gäste »auf einer Höhe von mehr als dritthalbtausend Meter« einen Stützpunkt zu inspizieren wünschen, so wird ihnen dort nicht nur etwas vorgeschossen, sondern sie finden auch einen gedeckten Tisch. »Man hat feierliche Vorbereitungen zu unserem Empfange getroffen«, und der Tisch ist mit Blumen, sogar mit Trophäen geschmückt, wobei wohl erstere eine zarte Aufmerksamkeit für die männlichen Schapseln, letztere einen Willkommgruß für die Schalek bedeuten. Wie kühn die Schalek vorgeht, erfahren wir aus ihrer eigenen Schilderung:

Einen Stützpunkt darf ich ersteigen, nachdem der Kommandant des Talabschnittes eigens in unser Quartier herübergekommen ist, um unsere Wünsche zu erfahren. Männer auf solchen Posten verfügen niemals über leere Viertelstunden —

Aber um der Presse entgegenzukommen, bringen sie's immer noch zuwege und dann werden sogar leere Stunden daraus.

Meinen großen Wunsch, einen exponierten Punkt besuchen zu dürfen, kann er freilich nicht erfüllen, weil jede unnötige Regung, die den Feind veranlassen könnte, einen Punkt, auf den er eingeschossen ist, unter Feuer zu nehmen, unsere Soldaten in Gefahr bringen kann.

Wohlgemerkt, die Soldaten — die Mitglieder des Pressequartiers und zumal die Schalek würde es nicht tuschieren.

Hingegen bekommen wir die Erlaubnis, bis zu einem Stützpunkt vorzustoßen, und da dies einen starken Fußmarsch bedingt, teilt sich das Kriegspressequartier in zwei Gruppen. . . .

Ein Standschütze, der der Gruppe, welcher sich die Schalek anschloß, ansichtig wurde, hatte noch die Geistesgegenwart, ein schlau verstohlenes Zwinkern ins Auge zu hängen und den Ausruf zu tun: »Schaugts, jetzt traut sie siach!« Ein anderer Standschütze, der der anderen Gruppe ansichtig wurde, spuckte nur aus und sagte Grüaß Gott! Ich schließe mich der Meinung dieses zweiten Standschützen im ersten Punkte an. Ich bitte aber Gott ausdrücklich und inständig, nicht zu grüßen, sondern Blitz und Hagel bereit zu halten und die Tiroler Landes- und Standschützen davor zu bewahren, daß ihre Leistung zum Schauspiel für Individuen werde, die statt über Operettenpremieren und Blumenkorsos zu

Verkehre mit den männlichen Angehörigen dieser Institution auch referieren, jetzt auf einer Höhe von dritthalbtausend Meter ihr niedriges Metier ausüben. Und die irdischen Gewalten, die jetzt mehr als Gott selbst vermögen, bitte ich, auch in diesem Punkte Ernst zu machen. Den dort nicht Beschäftigten den Eintritt nach Südtirol zu verbieten. Wenn sie vorstoßen wollen, sie zurückzustoßen. Und von der vorgeschriebenen »Marschroute«, mit der sich unsere braven Feuilletonisten brüsten, höchstens mit Hintansetzung des Anfangsbuchstaben Gebrauch zu machen!

* * *

Die Schalek dringt weiter vor

.... Aber nicht nur daß die sonst so belebte Talstraße unbestritten dem Kriegspressequartier gehört, wir dürfen sie sogar mit dem Auto befahren, was bis zum Kriege niemandem gestattet war.... für unser Kriegsauto gab es nirgends ein Haltesignal ....

.... Aber für uns wird sicherlich heute herzlicher gedeckt als damals, da ein großstädtischer Hoteldirektor für uns sorgte, und das schönste Zimmer mit dem schönsten Balkon, das bisher nur Krösusse bewohnten, bekomme ich ganz umsonst.

.... Oben auf dem Joch fühle ich zum erstenmal etwas wie Genugtuung beim Anblick der Verwandlung eines Dolomitenhotels in ein Militärquartier .... Die geschminkten, spitzenumwogten Signoras taten sich breit, was immer sie auch für ein Handwerk ausüben mochten. Wo ist jetzt der welsche Hotelier? Spurlos verschwunden. Ah! Das tut wohl!

.... Der Offizier, der uns führt, überlegt eine Weile, welche Spitze für uns wohl die geeignetste sei. Eine liegt mehr in der Kampflinie, eine andere bietet die bessere Übersicht — schließlich wird diejenige gewählt, die am seltensten beschossen wird....

».... Aber denen drüben verging bald der Spaß am Mützeschwenken, wir putzten sie einzeln weg wie auf der Hasenjagd. Auf die Dauer fanden sie die Kopfschüsse recht belästigend. Aber das muß ich sagen — bei ihnen gibts auch schneidige Kerle....«

.... Der Erzähler schweigt und tritt zurück, denn der mit uns wandernde Armeekinooperateur erfaßt eben eine unübertreffliche Gelegenheit .... Bis zu 3000 Meter Höhe tragen die Soldaten seine Kamera. Aber so wichtig dies auch ist, der Kadett wendet sich ärgerlich ab: »Warten, nichts als warten! So ein Kinokrieg! Wenn sie doch endlich losgingen, diese Alpenaffen!«

.... Wieso habe ich vor dem Kriege all die prächtigen Gestalten niemals gesehen, denen ich nun täglich begegne? In der Stadt gab es nur unscheinbare, kleinliche, selbst-

süchtige Menschen, die jämmerlich farblos waren. Hier wirkt jeder wahrlich sogar körperlich größer als daheim, jeder ist eine unvergeßliche Erscheinung.. In dem Graben des Beobachters ist zwischen den Moosdeckungen ein fünf Zentimeter breiter Ausguck für mich frei. »Ducken!« schreit mir der Leutnant zu, »die drüben wissen ja nicht, wo wir Beobachter sitzen, ein Stück Nase kann uns verraten!«

Wir kommen gerade recht. Denn eben beginnt ein Schauspiel, das keines Künstlers Kunst spannender, leidenschaftlicher gestalten könnte. Jene, die daheim bleiben, mögen unentwegt den Krieg die Schmach des Jahrhunderts nennen — hab' ich's doch auch getan, solange ich im Hinterlande saß — jene, die dabei sind, werden aber vom Fieber des Erlebens gepackt.... Unverkennbar ist es für jeden, der Augen zum Sehen hat, daß von denen, die mitten im Kriege stehen, manch einer gar nicht weiß, daß er ende.

Die Batterie unter uns schießt.... »Zu hoch!« schreit der Leutnant. »Zu tief!« nach dem zweiten Schuß. Und: »Ausgezeichnet, der sitzt! Jetzt haben sie's!« nach dem dritten. »Nach drei Schuß sind wir jedesmal eingeschossen,« erklärt er uns einfach und doch voll Stolz. »Jetzt wiederholen!« Und genau an derselben Stelle platzt wieder ein Schrapnell. »Die arbeiten dort nicht weiter!«

.... Sssss — — — gehts über unsere Köpfe davon. Wie man sich deckt, braucht niemand erst zu lernen. Fast ohne daß man's selbst weiß, fährt man mit der Nase ins Gras.... Der Leutnant kennt jeden Klang.. »Das war eine Granate — das ein Schrapnell!« Und er begreift nicht, daß für mich die Tonfarben noch nicht auseinanderstreben.

».... na warte, Hundesohn, dich krieg' ich noch!«

.... Das Haus geht unter Feuergarben in die Luft, dicht vor unseren starr gewordenen Augen. Dann ist es still. Die Vorstellung ist zu Ende.

.... Ich sitze auf dem Bett, mein Begleiter auf dem Feldkästchen. In meiner Tasse ist eine Fliege, die nimmt die Ordonnanz entschuldigend mit dem Finger heraus. Diese Ordonnanz ist ein Akrobat, sonst Mitglied reisender Künstlertruppen, jetzt kocht er auf Bergeshöhen für uns den Kakao.

.... Jetzt braucht man keine Parfums und Frotteurs; Puderdosen und Salbentöpfchen sind abgeschafft....

.... Nennt es Vaterlandsliebe, ihr Idealisten; Feindeshaß, ihr Nationalen; nennt es Sport, ihr Modernen; Abenteuer, ihr Romantiker; nennt es Wonne der Kraft, ihr Seelenkenner; ich nenne es frei gewordenes Menschentum.

Dem Hauptmann, der mit uns heraufgekommen ist.. sind diese Knaben auf den einzelnen Bergspitzen wie die eigenen Kinder lieb. Und er schaut mich an, heimlich, damit es der Untergebene nicht sehe, aber voll unsäglichen Stolzes.

.... Aber es ist erstaunlich, wie leicht diese Männer nicht nur ohne die Hilfe von uns Frauen, sondern auch ohne uns selbst fertig werden.

.... Wie zu Weihnachten geht es zu. Wir lachen, essen, plaudern. Plötzlich erscheint der Akrobat in der Tür, blaß wie ein weißes Tuch: »Melde gehorsamst, Herr Leutnannt, Zugsführer T. ist tot.«

.... nennt es Vaterlandsliebe, Feindeshaß, Sport, Abenteuer oder Wonne der Kraft, ich nenne es freigewordenes Menschentum.

Da läßt sich gar nichts mehr sagen. Da kann man nur lauschen und schauen. Solange sie im Hinterlande saß, hielt sie den Krieg für die Schmach des Jahrhunderts. Jetzt, da sie an der Front ist, bin ich ganz ihrer Ansicht.

* * *

Trebitsch im Weltkrieg

In Gastein war vor fünf Jahren England durch Balfour und Österreich durch Trebitsch vertreten. Kein Wunder, daß sie zusammenkommen mußten. Balfour mochte Trebitsch nicht so sehr wegen seiner Kenntnis der englischen Sprache schätzen, als wegen seiner Kenntnis der deutschen auf ihn gespannt sein. Denn Trebitsch gehört zu jenen deutschen Autoren, die nie »daran vergessen«, daß sie die Nation repräsentieren, immer fragen, »wieso es komme«, daß die Engländer so feindselig seien, und die sich mit Recht »darüber verletzt« fühlen. Balfour kennt Shaw, das weitere ergibt sich von selbst. Aber er schätzte in Shaw, »um dessentwillen er wohl gerne mit mir verkehrte«, vor allem den originellen Politiker, meint Trebitsch. »Als einer der größten Dramatiker, die das Inselreich seit Shakespeare besessen«, war ihm Shaw fremd. Genau so wie etwa mir. Balfour hatte für diesen Punkt nur jenes »vergitterte Lächeln«, das Trebitsch während der Unterredung öfter an ihm beobachtet hat. Wie gern nun Balfour mit Trebitsch verkehrt hat, merkte dieser vor allem an der Antwort, die Balfour auf Trebitsch's besorgte Frage gab, »wieso es denn komme«, daß England panslawistische Interessen unterstütze, »da dieser sonderbare Umschwung in einem gewaltigen Gegensatze zu den Anschauungen des Marquis von Salisbury, Balfours Oheim, stünde«. Diesen Versuch einer Einmischung in englische Familienangelegenheiten beantwortete Balfour nicht etwa mit der Gegenfrage, wie es denn komme, daß Trebitsch ein preisgekrönter Dichter sei, da dieser

sonderbare Umschwung in einem gewaltigen Gegensatze zu den Anschauungen seines Oheims, eines Seidenfabrikanten stehe, sondern:

Die Antwort darauf war so ausweichend und beinahe ablehnend, daß ich mich gezwungen sah, das Thema zu wechseln.

Er hat aber nicht gewechselt. Er sah sich nur gezwungen, aber es fiel ihm gar nicht ein. Denn mit dieser Antwort konnte sich Trebitsch, der »die Stunde zu nützen suchte« und »vor allem sich von Balfour über englische Politik, ihre Wege und Ziele belehren lassen wollte«, keineswegs zufriedengeben.

Ich konnte aber die Frage nach der Ursache der damaligen gereizten Stimmung gegen unseren gewaltigen Bundesgenossen Deutschland doch nicht unterdrücken und erlaubte mir unter Hinweis auf meine völlig unmaßgebenden politischen Ansichten die Bemerkung, daß Deutschland doch ein Defensivstaat sei und gegen England niemals offensive Pläne haben könne.

Was unternahm nun Balfour, zwar auch überzeugt, daß die politischen Ansichten des Herrn Trebitsch völlig unmaßgebend seien, mit dessen Hinweis darauf ganz einverstanden, aber doch gelangweilt von dem Geräusch, das trotz besserer Einsicht auf ihn eindrang?

Balfour räusperte sich und sah an mir vorüber durch das breite Fenster seines Zimmers in das friedliche Gasteiner Tal.

Mit dieser Belehrung über die Wege und Ziele der englischen Politik noch immer nicht zufrieden, stolz darauf, sich in der Konversation mit einem Engländer nicht zu blamieren und für den Mangel an politischer Bildung wenigstens durch Mangel an Takt zu entschädigen, stellte Trebitsch nunmehr an Balfour die Frage über das »künftige Verhältnis zwischen Oberhaus und Unterhaus«. Anstatt jetzt den Besucher aus beiden Häusern hinauszuwerfen, »parierte« Balfour »mit der Gegenfrage nach den Parteien unseres Parlaments und dem Gefüge des Herrenhauses«. Dadurch ermuntert, ging nun Trebitsch so weit, daß er die brennende Frage nach der Sicherung des europäischen Friedens an den britischen Staatsmann richtete und geradezu auf die mannigfachen Reizungen und Verstimmungen anspielte, aus denen am Ende gar eine Kriegsgefahr sich entwickeln könnte.

Balfour, durch diese mannigfachen Reizungen verstimmt und nicht gesonnen, auf eine brennende Frage zu antworten, sah mich lange an und versuchte dann temperamentvoller als bisher auseinanderzusetzen, daß England ein Inselreich sei, was wir

Festländer so gerne übersähen, und daß es niemals vergessen dürfe, aus dieser Tatsache heraus zu allen Ereignissen Stellung zu nehmen und alle Vorteile dieses Umstandes nach Kräften zu wahren.

Diese deutliche Anspielung eines Inselbewohners, der isoliert zu bleiben wünscht, war für den zähen Festländer noch immer nicht deutlich genug.

Dann huschte wieder jenes eigentümliche Lächeln über das bartlose Antlitz. Es glitt an mir vorbei und blieb an der unvergleichlichen Landschaft haften, die sich vor uns ausbreitete.

Man kann es dem vergittertsten Lächeln nicht verdenken, daß es, wenn es die Wahl hat, doch nicht an einer Landschaft vorübergleiten und am Trebitsch haften bleiben wird. Aber immer wieder, »beinahe mechanisch«, sagte Balfour: »Bedenken Sie doch, daß wir Inselbewohner sind. . . .« Dies endlich bestimmte den Festländer, von ihm zu weichen.

Zum Abschied war mir trotzdem nicht zumute, als hätte ein Wohlwollender oder gar ein Freund mir die Hand gedrückt.

Trebitsch ist feinfühlig. Er hatte aber auch den Eindruck, daß Balfour wie jeder Engländer in leitender Stellung »seine Gefühle im Zaune zu halten vermag wie kaum ein anderer«. Dies sei »vielleicht seine einzige unzweifelhafte Ebenbürtigkeit«. Sonst war ihm Trebitsch über, dem es sogar geglückt ist, einen Blick über jenen Zaun der Gefühle zu werfen, der etwa dem Gitter des Lächelns entspricht, ohne daß er seiner Neugierde, sagen wir, Zaun und Ziegel anlegen mußte. Würde er heute vor ihn hintreten und fragen: »Wie denken Sie über Deutschland, Herr Minister, und über die großen Siege der Zentralmächte, da würde vielleicht wieder jenes vergitterte Lächeln seine Lippen kräuseln und er würde ausweichend antworten: ‚Bedenken Sie doch, wir sind Inselbewohner. . . .‘

Aber wahrscheinlich würde heute Trebitsch, der ein deutscher Schriftsteller ist, mit Balfour nicht mehr gern verkehren. Ist doch Trebitsch unserer besten einer. Gehört er doch zu jenen durchhaltenden Erscheinungen des Hinterlands, die im Weltkrieg ihren Mann gestellt haben, vielleicht einer, der am schmerzlichsten den Abbruch der internationalen Verbindungen erlebt hat, während der sonnige Hans Müller mit der Nibelungentreue sein Auskommen findet. Trebitsch hat viel vom Krieg mitgemacht. Das Schicksal hat ihn auf die Flucht aus Ostende mitgenommen und zu den Denkwürdig-

keiten dieses Krieges, die alle, wenn die Zeit reift, durch meinen Mund noch den Kindern und Kindeskindern erzählt werden sollen, gehört die Beschreibung jener historischen Flucht, auf der Trebitsch sein Gepäck zurücklassen mußte und mit heiler Haut und einem Feuilleton in Wien ankam. Er schrieb's unter dem Titel »Das große Erlebnis«. Es war aber auch eines. In Ostende hatte er gehört, daß Österreich an Serbien den Krieg erklärt habe.

Wir beben vor Freude. Nach Hause, nach Hause, ins Vaterland!

In der Schlafwagengesellschaft ist aber alles ausverkauft, und Trebitsch muß bis Sonntag warten.

Die Ereignisse überstürzen sich. Während wir unsere Koffer packen, steht Europa bereits in Flammen.

Auch diese Erscheinung hat wieder ihre Begleiterscheinung: die Koffer müssen zurückgelassen werden.

Schmerzhaftes Heimweh drängt uns vorwärts.

Trebitsch aber muß »die Hände in den Schoß legen, still sitzen und warten«. Der Wirt »grüßt uns nicht mehr«. Dies wäre an und für sich noch kein bedrohliches Symptom. Schlimmer ist schon:

Auf unsere Bitte, einen Preisnachlaß zu gewähren, antwortet er unhöflich, herausfordernd, droht und weist uns die Tür.

Es ist aber auch nicht einzusehen, warum bei Kriegsausbruch, ehe noch ein Wirt Preistreiberei begeht, ein Gast Preisdrückerei anfangen sollte, das Herausfordern wäre in diesem Falle berechtigt, aber wenn ein Wirt einem Gast, der Preisnachlaß begehrt, die Tür weist, so hat er ja dem Ansuchen eigentlich in weitestem Maße entsprochen. Ob nun der Ausbruch eines Krieges nur die Gelegenheit oder die Notwendigkeit bedeutet, um als ersten Gedanken die Möglichkeit eines Preisnachlasses nahezulegen, geht aus dem Bericht nicht hervor. Wohl aber ist anzunehmen, daß nicht die Gesinnung des wohlhabenden Autors, sondern nur sein Französisch beim Wirt und sein Deutsch beim Leser das Mißverständnis verschuldet hat. Es scheint wirklich bunt genug zugegangen zu sein für einen Sohn aus reichem Haus. Entschlüsse müssen gefaßt werden. Da schlägt Trebitsch, schon ganz im Krieg, etwas »in die Schanze«, nämlich ein paar Hundertkronenscheine »für einen Bettel belgischer Noten.... Nur fort, nur fort!« Das Hotelpersonal? »Ist teilweise einberufen, teilweise nimmt es eine mürrische Haltung ein.« Man möchte

also nach dem einberufenen Teil klingeln, aber der kommt nicht. Die Nacht ist unruhig.

Fäuste donnern an unsere Türen und Verwünschungen gegen die Deutschen schrecken uns aus dem leisen Schlummer.

Vielleicht waren es schon die Engländer, die wegen schlechter Übersetzungen Protest erheben wollten! Nein, sie waren es nicht, aber die Nachricht trifft uns, daß sie ein Schiff angeschossen haben.

Shaw hat wieder einmal recht behalten: er hat an die englische Zivilisation niemals geglaubt.

Es hängt also doch mit Shaw zusammen. Trebitsch fährt nach Brüssel. Dort ist er der Heimat näher, »näher der Freude, Pflichten zu übernehmen«. Welche er übernommen hat, haben wir bis heute leider nicht erfahren.

Der Zug ist mit Menschen überfüllt, die wir oft in übermütigster Laune gesehen haben. Sie sind alle ernst und schweigsam geworden und die Züge der Frauen in ihrer Begleitung verraten plötzlich das wirkliche Alter....

Daß auf einer so überstürzten Flucht auch Züge verwechselt werden, ist begreiflich. Aber ob sie nun überfüllt sind oder nur das Alter der Frauen verraten, sie treffen endlich in Brüssel ein. Dort sieht sich Trebitsch »von wilden Pöbelmassen umdrängt«. Welch ein Unterschied gegen Ostende mit seinem Leben und Treiben von Kurgästen aus Wien und Budapest. Und in Brüssel erst, wie der Genauigkeit halber zugegeben sei, beginnt Trebitsch »klarer zu sehen« und »opfert rasch entschlossen« seinen Koffer, das heißt, er gibt ihn einem Spediteur, den man ihm empfohlen hat, ins Depot. Der Weltkrieg hat bekanntlich in seinem weiteren Verlauf noch größere Opfer gefordert und den Verlust zahlreicher anderer Güter zur Folge gehabt. Indes schon damals war Gefahr im Verzug, darum zurück ins Hotel!

Aber es hilft alles nichts, wir müssen handeln und an die nächste Zukunft denken.

Mit welchem Wirt oder womit Trebitsch nun gehandelt hat, ist nicht zu erfahren. Wir hören nur, daß zum Schutze der Abreisenden Militär requiriert wurde, »das das Ministerium des Äußern so gut wie verweigert«. Trotzdem geht die Reise von statten, und zwar »durch Triumphpforten der Begeisterung«, die Trebitsch auch die »gepanzerten Tore des Jubels« nennt, so daß er die unerschütterliche Überzeugung gewinnt: »Wir

müssen siegen!‹ Das Scherflein, das Trebitsch dazu beigetragen hat, die Pflicht, die er, im Vaterlande angelangt, übernommen hat, ist offenbar eben dieses Bekenntnis und diese packende Schilderung seiner Flucht aus Ostende. Ich habe es unter tausend Winzigkeiten, die das Gesicht dieser großen Zeit zusammensetzen, aufgehoben und nicht als die grellste, nur als eine, die sich mir auf dem Schreibtisch zufällig näherte, vorgenommen. Es hat unter den tausend tausendmal größere Winzigkeiten gegeben. Wenn die Zeit wieder kleiner geworden sein wird, sollen ihrer alle hervorgeholt werden, nicht damit man erfahre, was wir, sondern wie unverändert und in welch vertrauter Begleitung wir es überstanden, durch welche Augen wir es geschaut haben. Kleopatra schlug den Boten für das Ereignis: ich denke, daß das Ereignis für den Boten Züchtigung verdient. Nur solches Ereignis hat solche Botschaft, anstatt ihr den Mund zu stopfen, erst laut gemacht. Wie groß muß eine Zeit sein, die Raum hat für dieses! Und, wie ich gern beklage, auch für die Nachschilderung. Wie man will: man kann den Mißton der Welt so gut aus den Geräuschen wie aus meinem Echo beziehen. Das Ereignis hat die Sprecher nicht verändert. Trotzdem glaubte ich so lange schweigen zu müssen. Da wurden sie noch lauter. So werde ihre Stimme durch mein Echo verstärkt, damit sie auch die Enkel hören!

* * *

Der Bericht ist das Ereignis

Trotzdem ist nicht immer die Redaktion die Vorsehung, manchmal übernimmt diese Rolle auch die Zensur. Unter jenen schönen Titeln, die uns seit Jahr und Tag mit so viel Spannung und Vertrauen in die Gerechtigkeit des Weltlaufs erfüllen, war kürzlich einer der plausibelsten:

Das Erdbeben von Avezzano von der italienischen Zensur unterdrückt.

Das war aber keine Ironie, sondern der reine Ausdruck jenes Weltgefühls, das sich Blattgefühl nennt und eine Nachricht nicht allein für wichtiger, sondern auch für authentischer hält als eine Tatsache. Da die Zeitung bekanntlich imstande ist, eine Blatternepidemie zu unterdrücken, warum sollte sie der Zensur nicht eine ähnliche Machtvollkommenheit einräumen? Und sie bildet sich

24a

»Wie wir erfahren, wurde der Bühnenschriftsteller Siegfried Trebitsch gestern bei der Musterung für tauglich befunden.«

Da es — in der Theaterrubrik — mitgeteilt wird, so erlöst es gewiß die bebende Bereitschaft, »Pflichten zu übernehmen«, und muß in gerechter Ergänzung des Eindrucks, den der geschriebene Patriotismus macht, festgestellt werden. Sollte aber die Erfüllung die Erwartung etwa enttäuschen, was, bei Gott, keinem Erdenwurm zu verdenken wäre, so würden solche Vorfälle vielleicht doch die heilsame Einsicht durchsetzen helfen, daß ein künftiger Weltkrieg, um ein »großes Erlebnis« zu sein, nur mit Theaternotizen und nicht auch mit Feuilletons zu führen wäre.

WIENER STADTBIBLIOTHEK

eine solche nicht nur ein, sie hat sie auch. Darin freilich ist die Zeitung noch mächtiger als die Zensur. Denn während die Zeitung bekanntlich sogar einen Krieg ausbrechen lassen kann, ist es der Zensur unmöglich, auch nur die Zeitung zu unterdrücken. Dagegen kommt es doch hin und wieder vor, daß die Natur ihren Standpunkt gegenüber beiden Mächten behauptet:

Die Wasserkatastophe von Bari nimmt, trotz der offensichtlich von der Zensur inspirierten Zurückhaltung der Zeitungen, große Dimensionen an.

* * *

Freundliche Beziehungen zwischen den Mächten

»Wanderungen an der ostgalizischen Front. Von Franz Molnar. Bericht des Kriesgberichterstatters des ‚Az Est' an die ‚Neue Freie Presse'.«

Das Wandern, das bekanntlich des Molnars Lust ist, muß demnach doppelt anstrengend sein. Der Herr sollte sich setzen und bedenken, daß für die hiesigen Bedürfnisse ohnehin vom rüstigen Roda Roda, der gleichzeitig an zwei Fronten wandert, und von einem ganzen Schock Wanderburschen gesorgt ist.

* * *

Ein schwerer Fall

In einem Provinzblatt ist ein Nachdruck erschienen, dessen Einleitung so aussieht:

Der Wiener Schriftsteller Dr. Robert Kronfeld, der in einem Seuchenlazarett des Ostens ist, hat auf seinen Märschen allerlei über Militärmusik — — —

In der Wiener Zeitschrift, der der Artikel entnommen ist, durfte mitgeteilt werden, was er in dem Seuchenlazarett des Ostens ist: Oberarzt. Mit Recht verbietet die Behörde den Offizieren die journalistische Tätigkeit, die ja unter Umständen Oberärzte dazu verleiten kann, sich statt mit einer Seuche mit Militärmusik zu befassen. Da hat denn der Provinzzensor den guten Ausweg gefunden, den Rang zu streichen und den Oberarzt zum Patienten zu degradieren. Das Seuchenlazarett des Ostens, in dem er jetzt ist, schlechthin ist, sollte erweitert werden!

* * *

So viel?

»Das k. k. israelitische Militärseelsorgeamt hat für seine Gläubigen und für die ins Feld Ziehenden ein kleines Andachtsbüchlein vorbereitet, das vom Feldrabbiner Dr. Arnold Frankfurter verfaßt und vom Feldrabbiner Dr. Ernst Deutsch ins Ungarische übersetzt wurde. Vierzigtausend solcher Büchlein sind bereits verteilt, aber noch unendlich viele Soldaten wären damit noch zu beteilen, wenn die Kosten aufgebracht würden . . . .«

* * *

Der Paßzwang

. . . . Eben deshalb erfordert die Prüfung der Ansuchen und die gewissenhafte Ausfertigung der Pässe immerhin einige Zeit, und Ansuchen um Ausfertigung von Reisepässen können in der Regel nicht sofort, wie es zumeist vorkommt, erledigt werden.

~~Also wird~~

* * *

Wer sich an Deutschland ein Beispiel nehmen soll

»[Benedetta la Germania!] Eine deutsche Schauspielerin, die sich bis vor kurzem in Italien aufhielt, schreibt uns: Kurz vor Ausbruch des Krieges stieg ich in Mailand in ein Coupé, in welchem bereits vier Herren Platz genommen hatten. Als der Schaffner die Fahrkarten revidierte, forderte er einen der Herren auf, eine Strafe zu zahlen. . . . Aber nachher machte sich der Reisende uns gegenüber Luft. ‚Ein schönes Willkommen im Vaterlande nach jahrelangem Ausbleiben', ‚Diese Unordnung, diese unredlichen Schikanen auf Schritt und Tritt! Man darf ja jetzt, wo der Wind so weht, nicht reden, aber ich sage Ihnen, das hätte mir in Deutschland nicht passieren können. Ich war jahrelang dort und verstand im Anfang die Sprache nicht, hatte aber nie den geringsten Anstand. Da macht der Schaffner auf Zug, Zeit, Geleise und was weiß ich aufmerksam, und versteht man nicht, so wird man richtig geführt. In Deutschland kann ein Taubstummer, ein Blinder, ein Kind ohne Gefahr reisen!' ‚Ich lob mir Deutschland!' Das also war es. Wie ein Stoßseufzer klang's und ich sah mich um, begierig, was nun geschehen würde und ob sich die anderen wutschnaubend auf ihn werfen würden. Aber anstatt dessen nahm mein Nachbar zur Rechten, ein behäbiger alter Herr, das Wort auf. ‚Ja,' sagte er, ‚Sie haben wirklich recht. Ich war auch in Deutschland und möchte wünschen, daß sich unser Italien ein Beispiel daran nehme. Diese Ordnung, diese Ruhe, diese Ehrlichkeit. Benedetta la Germania!' — ‚Benedetta la Germania!' sagte nun auch mein Gegenüber, ein blasser, junger Mann mit äußerst intelligenten Zügen. . . . Ich amüsierte mich köstlich, als aber auch der letzte in das Loblied Deutschlands einfiel, mit der Begründung, daß er mehrere Jahre dort gelebt hatte, konnte ich mich nicht mehr zurückhalten und brach in lautes Lachen aus. Und dann gestand ich

den Verblüfften, daß mich nichts so hätte verwundern können, als jetzt in Italien so verwandte Seelen zu finden. Fünf wildfremde Menschen finden sich in der Bewunderung eines Landes, das vieren davon nicht Heimat ist. ‚Nur wer Deutschland nicht kennt, haßt und beschimpft es', sagte mein Nachbar, ‚wer vorurteilslos urteilt, kann nur sagen: Benedetta la Germania!'«

Jedes Wort trifft den Nagel auf den Kopf des Wehrmannes, sogar der Satz: »Man darf jetzt, wo der Wind so weht, nicht reden.« Als ich von einer italienischen Reise wieder über die Grenze kam und in einer österreichischen Eisenbahn saß, wollte ich ganz dasselbe sagen. Daß in Deutschland ein Taubstummer, ein Blinder, ein Kind ohne Gefahr reisen kann, daß es dort auf der Eisenbahn keine Überraschungen gibt wie auf der Bahn des Lebens überhaupt. Diese Ordnung, diese Ruhe, diese Ehrlichkeit! Ob mir vier Mitreisende zugestimmt hätten? Vielleicht, wenn ich im Gegensatz dazu von der Unordnung und den unredlichen Schikanen auf den italienischen Bahnen gesprochen hätte. Die deutsche Schauspielerin und die fünf Italiener haben ganz recht. Ich lob mir Deutschland. Was immer man sich von ihm nehmen kann, ist ein Beispiel. Nur würde es näher liegen, daß sich die italienischen Bahnen es an den österreichischen nehmen, und die österreichischen an den deutschen. Der Weg ist sonst denn doch zu weit. So muß eine deutsche Schauspielerin, die aus Italien nach Deutschland will, in Wien Aufenthalt nehmen, um einer österreichischen Zeitung zu erzählen, wie man in Italien über die deutschen Bahnen denkt. Neuigkeiten hören wir immer gern. Benedetta l'Austria!

* * *

Schlachtbericht

Heute, gegen 2 Uhr früh, sah ein Gewölbewächter .... hinter dem eisernen Geländer .... einen Mann .... Rayonsposten der Sicherheitswache Josef Linder .... Linder folgte dem Wächter .... flüchten .... Die Entfernung verringerte sich, da Linder in der Vollmondnacht den Laufenden ganz gut sah .... rief ununterbrochen: »Aufhalten!« .... Kameraden .... der Verfolgte .... krachten zwei Schüsse. Die Kugeln pfiffen hart an Linder vorbei, ohne ihn zu treffen .... die ganze Umgebung in Aufruhr .... Linder ließ von der Verfolgung nicht ab .... Säbel gezogen, da ihm nicht Zeit blieb, nach seinem Dienstrevolver zu greifen .... wieder einen Schuß ... ein Passant mit blondem Vollbart .... kein Verletzter .... Einspänner .... schoß der Fliehende ein viertes Mal und in der Liliengasse selbst ein fünftes Mal auf den Wachmann Linder .... machte Wachmann Linder doch seinen Dienstrevolver

los .... jagte nun Linder .... Indessen hatten aber die Sicherheitswachmänner Heinrich Jackl und Karl Huber .... Wachmann Huber, der am Stock-im-Eisenplatz stand, hörte auch den Ruf: »Aufhalten«! .... Wachmann Jackl, der auf dem Stephansplatz stand und vermutete, daß der Mann hinter dem Dom hervorkommen werde, lief gegen die Schulerstraße und hatte die Genugtuung, zu sehen, daß der Verfolgte, dem Leute hart auf den Fersen waren, wirklich hinter dem Dom hervorkam .... den ihm entgegentretenden Wachmann Jackl .... von Jackl mit Hilfe von Passanten und zweier Offiziere, die angesichts des Schießenden gleichfalls ihre Säbel gezogen hatten .... unter riesigem Aufsehen trotz seines verzweifelten Wehrens .... durch die Oberlichte in das Geschäft gekommen .... zehn paar Schuhe, Leder und ein Stück Stoff .... die Beute .... Flucht .... von dem Gewölbewächter entdeckt .... zur weiteren Amtshandlung dem Sicherheitsbureau überstellt werden.

* * *

Der seelische Aufschwung

auf einer Fahrt der Elektrischen Baden-Wien. Personen: Ein Schwerbetrunkener, der im zivilen Leben ein Möbelpacker sein dürfte, Riesenfigur, buschiger Schnurrbart, Pepitahosen, welche die Spuren von übermäßigem Weingenuß und einer eben überstandenen gewaltsamen Entfernung vom Tatort zeigen. Er hat einen Sack neben sich, aus dem er hin und wieder eine Flasche hervorzieht. Er gerät mit einem Paar in Streit, weil er an das Mädchen angestoßen ist, bedroht den Begleiter, und brüllt die ganze Fahrt hindurch: »A so a Binkel — wüll sich da aufbrausnen — wos hom denn Sö fürs Votterland geleistet? Legitimiern S' Ihna! Vur mir! — Schaun S' mi an — solchene Söhne wie Sö hob i im Föld — die wos mehr Bart ham als wie Sö — die leisten wos — fürs Votterland — wissen S' von wo i kumm — von Boden kumm i — vom Spitol — durt is mein Sohn — Sö Binkel — legitimiern solln S' Ihna — was glauben denn Sö — so aner — wüll sich da aufbrausnen — vielleicht weils Ihner Muckerl bei Ihna hobn — was ham denn Sö fürs Votterland geleistet? — schaun S' mi an — i leist was — fürs Votterland — a jeder soll aufbrausnen als wia der — Sö Binkel — i leist wos — legitimiern S' Ihna — do schaun S' her — wissen S' wos dös is — a Feldpostkarten von mein Neffen — fürs Votterland — Sö Binkel — legitimiern soll er sich — der Binkel — vur mir soll er sich legitimiern — hot nix geleistet — für's Votterland —« Nachdem er sich über Zureden des schwächlich aussehenden Kondukteurs

ein wenig beruhigt hat, bietet er den Umsitzenden, auf die er abwechselnd fällt, die Flasche: »G'fällig, Herr Nachbar — weil mer Österreicher san!« Ein so angesprochenes galizisches Flüchtlingsehepaar lehnt dankend ab und flieht auf andere Plätze, läßt aber an der alten Stelle den Schirm zurück. Der Kondukteur sucht den Gast, der wieder laut wird, zu beruhigen. Man hört nur noch die Worte: Binkel, Votterland und legitimieren, und hat die Empfindung, daß namentlich die beiden letzteren im Gehirn des Mannes bereits eine unauflösliche Verbindung eingegangen sind. Der Verzehrungssteuerbeamte erscheint, sichtlich erfreut, und wünscht zu wissen, was der Mann im Binkel habe. »Der Binkel — fürs Votterland — legitimiern —« grollt dieser dumpf. Er wird nach langem Zureden dazu gebracht, zu öffnen und eine Steuer von 20 Heller zu erlegen. Während dessen hält der Zug. Ein Wiener, der inzwischen den Platz eingenommen hat, wo das galizische Paar gesessen war, beginnt unzufrieden zu werden: »Da müssen mir halt alle warten, wegen so einer Lappalie! Immer gibts auf dera Strecken solche Unannehmlichkeiten!« Der unzufriedene Wiener verläßt den Zug. In der nächsten Station verläßt auch der Besoffene den Zug und ruft von außen noch, wieder lebhafter werdend: »Für Votterland — soll er si legitimiern — der Binkel — hat nix geleistet — fürs Votterland —« Das galizische Paar bezieht, nachdem die Gefahr beseitigt ist, wieder die alten Plätze. »Wo ist der Schirm, Herr Kondukteur wo ist der Schirm?« Den hat der unzufriedene Wiener mitgenommen, weil es draußen regnet. Aber auch das Wageninnere ist ganz naß. Sonst hat sich nichts verändert, in all der Zeit. Wir sind in Wien.

* * *

Die Forderungen unserer Zeit

. . . . Das Kriegsjahr ist darauf eingestellt, die fleischlose Küche verlangt danach — wo man Sinn für die Forderungen unserer Zeit besitzt, dort wird man Spezialitäten in der Speisekarte finden. Die Wiener haben Sinn dafür . . . .

* * *

Persönlichkeiten

». . . . Von einer mit dem Vertriebe des Kriegsbechers aus freien Stücken sich beschäftigenden Persönlichkeit erhalten wir über die bisherigen Erfahrungen, die mit den verschiedenen Modellen des Kriegsbechers gemacht wurden, folgende Mitteilungen: . . . . Zum täglichen Gebrauch

wird er wohl nicht allgemein herangezogen werden, doch haben schon mehrere Stammtische ihre Stammgläser zugunsten der Kriegsbecher in die Inaktivität versetzt .... Der kleine Metallbecher wird zumeist als Schaustück und als Geschenk für Damen gekauft. Der große Metallbecher findet ebenso wie die Glasbecher das Interesse der Herren und jener Damen, die damit einen Herrn beschenken wollen .... So möge denn unser Kriegsbecher in guter Gesinnung und bei fröhlichem Schaffen Zeugnis ablegen für die Haltung unserer wackeren Streiter und den Opfermut der im Hinterlande verbliebenen Angehörigen bis in die fernsten Zeiten!«

».... Bei einer sehr wichtigen Besprechung, die dieser Tage in der Wohnung einer den ersten Wirtschaftskreisen Wiens angehörenden Persönlichkeit stattfand, wurde den Teilnehmern an der Beratung ein Imbiß gereicht, und diese waren sehr angenehm überrascht, als das Erfrischungsgetränk in Kriegsbechern gereicht wurde. Und schon wurde davon gesprochen, bei den künftigen Hochzeiten den jungen Eheleuten als Hochzeitsgeschenk solche Becher zu verehren.«

* * *

Samariterinnen

.... Mittags fand für die Verwundeten ein Festessen statt. Nachmittags wurde ein Basar mit höchstgelungener Juxtombola abgehalten, für welche die Damen und Schwestern der Anstalt in geradezu aufopfernder Weise vorgearbeitet hatten.

* * *

Verdienstvolle Tätigkeit
Damen der Gesellschaft

welche freiwillig Pflegedienst leisten, Persönlichkeiten, welche sich um die Kriegs- oder Verwundetenfürsorge in irgendeiner Form verdient machten, werden von vornehmer Wochenschrift um kurze Mitteilungen und Photographien gebeten. Beabsichtigt ist eine würdige Publizierung der Verdienste (Bilder und kurzer Text). Photographien werden auf Wunsch unbeschädigt retourniert.

Briefe erbeten unter »Verdienstvolle Tätigkeit Nr. 10242« an das Ankünd.-Bureau dieses Blattes. 10242

* * *

Im Hinterland

Seite 1:

. . . . Wir fühlen, daß ein Blatt der Geschichte aufgeschlagen ist, wo spätere Geschlechter das Erhabenste lesen werden. Jeder Tag, der vorübergeht, wird in Bänden geschildert werden, und nahezu verängstigt steht der Einzelne der Unermeßlichkeit dieser schöpferischen Kräfte gegenüber, vielleicht auch ein wenig traurig, daß in den weiten Räumen, die nur der Unsterblichkeit gewidmet sind, seine vergänglichen Seufzer spurlos verhauchen.

. . . . Wenn die Massenheere des Zaren sich durchgesetzt hätten, wäre viel von dem, was das Beste an unserer Gesellschaft ist, dauernd verloren gewesen.

. . . . Die Bestimmung ruft und die Zukunft bricht hervor und wir müssen die Zaghaftigkeit abschütteln und in neue, weitere Verhältnisse eintreten, in einem Zeitalter, das Macht will und sie mit allen ihren zauberhaften Hilfsmitteln erzeugt.

Der Sieg in Ostgalizien hat jedoch noch einen anderen Sinn . . . .

Seite 18:

. . . . Ich bin auch heuer wieder nach Ischl gefahren. Es ist unklug von mir, natürlich. Ein junger Mann zwischen neunundzwanzig und fünfundvierzig (das ist mein wahres Alter) soll viel reisen, die Welt sehen, neue interessante Gegenden und Menschen kennen lernen. Heuer habe ich wenigstens die Entschuldigung, daß man in die interessantesten Gegenden nicht reisen kann und daß einem wirklich nichts übrig bleibt als Ischl. Übrigens, ich brauche diese Entschuldigung gar nicht. Nach Ischl geht man doch gerade deshalb, weil man hier bestimmt nichts Neues sieht, weil man alles unverändert vorfindet: die Gegend, die Menschen, die Wege, die Witze. Man kennt den Hausbrauch, die Tonart, alle typischen Eigentümlichkeiten, ist an alles gewöhnt, auf alles gefaßt. Und weil das für die Erholung eines nervösen Menschen sehr wichtig ist, nur gehe ich immer wieder nach Ischl.

. . . . Andere müssen hier eine alte Tante besuchen, wegen einer Lederlieferung konferieren oder eine Operette schreiben . . . . Aber einen anderen Ischler Typus erblicke ich heuer viel seltener. Mir scheint, die Dirndln sterben aus. . . . Dagegen gibt es einen lebhaften Korso von Holzhackern, Jagerbuabn und Hochtouristen, und wenn man sie mit ihren Joppen, Jankern, Kurzledernen, ihren Bergstöcken und schweren Goiserern sieht, fürchtet man schon, am Abend von einem Unfall eines dieser passionierten und kühnen Alpenmenschen zu hören. Und man atmet erleichtert auf, wenn man eine Viertelstunde später die Holzhacker, Jagerbuabn und Hochtouristen in der Kaffeehausveranda Tarock spielen sieht. . . .

Zwischen einem Lokal und dem anderen, von einer Mahlzeit zur nächsten bewegt sich hier gemächlich der Tag und bewegen sich

die Gespräche. Beim Frühstück spricht man vom gestrigen Nachtmahl, bei der Jause vom Mittagessen, jeder gibt interessante Erfahrungen zum besten und berichtet, wo die Portionen am größten und die Preise am kleinsten sind. Ein Glas Kaffee, das um vier Heller teurer ist, erregt die Gemüter sehr, und es wird genau nachgerechnet: daran verdient der Mann mindestens . . . Dem Neuangekommenen wird dringend empfohlen, nicht à la carte, sondern ein Menü zu essen: »Da bekommen Sie eine gute Suppe, Vorspeise, ein sehr schönes Stück Rindfleisch mit zwei Beilagen . . .« Das Menü wird so liebevoll und plastisch geschildert, daß den Zuhörern das Wasser im Munde zusammenläuft/ und die Traun droht, anzuschwellen. Überhaupt, es ist alles, wie es immer war, und während sonst überall Handel und Wandel beeinträchtigt und die Börsen geschlossen sind, ist die Ischler Operettenbörse in voller Tätigkeit. . . . Man rechnet mit Vorliebe die Erfrägnisse der großen Welterfolge nach und stellt tiefsinnige Betrachtungen darüber an, wie der internationale Operettenmarkt nach dem Kriege aussehen wird . . . .

Ja, ist denn diese Welt von kerngesunden Wucherern nicht assentiert worden? Muß der liebe Schneck, der sie/ beschreibt, nicht dienen? Darf das alles, was nicht dienen muß, verdienen? Muß das alles, wenn es schon weiter lebt und wirkt, nicht einmal schweigen? Hat der Sieg in Ostgalizien eben diesen Sinn?

* * *

Zwischen den Schlachten

— — — Außerdem wirkten bei dieser Feier Frau Hauptmann Löwenstein (Chansonniere), Fräulein Nelly Raimann (Chansonniere), Frau Löwy (Diseuse), Fräulein Hoffmann (Josefstädter Theater), Professor Kisiwarth und Fräulein Luna (Gedankenleserin), Hans Forster (»Hölle«), E.-F. Dr. Fritz Löhner (Schriftsteller), Morelly, (komischer Jongleur), Wolkman (Tierstimmenimitator), v. Luyten (Bravourtenor), Metschl (Gesangshumorist), Spitzer (Zauberer), Offner (Jongleur), Widhalm (Gesangskomiker), Henry-Trio (Tanznummer) und Kadett Fischer mit — — — Die artistische Leitung lag in den bewährten Händen der Herren Schiff, Kritzler und Tonello — — — Spitzen sämtlicher Zivil- und Militärbehörden sowie ein zahlreiches, aus allen Schichten der Bevölkerung sich rekrutierendes Publikum teilgenommen hat. Nach Absingung einiger Psalmen durch den verstärkten Tempelchor hielt Oberrabbiner Bombach — — — deren Reigen Herr Arnold Barkay mit einer kurzen Ansprache über die Bedeutung des Festes eröffnete, worauf die deutsch-ungarische Soubrette Frau Bella Zeze die Anwesenden durch temperamentvolle Wiedergabe ungarischer und deutscher Lieder zu Beifallskundgebungen hinriß. Herr Wiesenthal erheiterte durch einige komische Vorträge, worauf Herr Barkay durch Blitzlichtungen die Anwesenden verblüffte. Herr Morello rief durch seine komischen

Darbietungen stürmische Heiterkeit hervor. Die Opernsängerin Fräulein Rosa Görn und Fräulein Poldi Flott, die graziöse Tänzerin, sowie Herr Carlo Böhm ernteten nicht endenwollenden Beifall und mußten sich zu neuen Zugaben entschließen — — — lag in den Händen — — — Professor Karpati eine von zahlreichen Gästen aufgenommene — — — bildete die zündende Festrede des Herrn Brandstätter v. Brandenau — — — In der dritten Abteilung des Vereinsreservespitals Nr. 9 — — — Fräulein Luise Prinz als Deutschmeister und Fräulein Margit Arwei als Husar fanden viel Beifall — — — Den eisernen Becher, den vollen, weiht, den eisernen Helden der eisernen Zeit — — — Dr. Pamperl — — — im Garten des Restaurants Ferdinand Miloch »zum weißen Engel« in Hietzing, Hauptplatz, die Enthüllung eines von Herrn Miloch gestifteten »Wehrmannes« — — — sowie der Schriftsteller Einjährig-Freiwilliger Dr. Robert Weil (Homunkulus) — — — und des sich stets in den Dienst jeder patriotischen Kundgebung stellenden Bahnhofrestaurateurs, Herrn Huppert, zustande — — — Bei dem vor der Bahnhofrestauration aufgestellten Kaiserbild wurde die Volkshymne zum Vortrag gebracht. Ein von Herrn Huppert auf den Kaiser ausgebrachtes Hoch fand begeisterten Widerhall — — — Mannschaft wurde auch diesmal wie stets bei ähnlichen Gelegenheiten vom Bahnhofrestaurateur Herrn Huppert reichlich bewirtet — — — die Eröffnung des Georgsbildes statt. Das Bild ist der Armee gewidmet, und der Schwertgriff bleibt den siegreichen Heerführern reserviert.

* * *

Spiele

»[Der Schützengraben] wurde bis jetzt von mehr als 15.000 Personen besucht. Nebst den großartigen Anlagen der Schützengräben finden auch die Übungen mit den Scheinwerfern bedeutendes Interesse. Morgen, Sonntag, werden auch die großen Scheinwerfer in Aktion treten. Das Militärkonzert beginnt bereits um 4 Uhr nachmittags. Eintritt per Person 50 H., für Militär vom Feldwebel abwärts und Kinder 20 H. Kürzeste Zufahrt durch die Ausstellungsstraße (3. Haltestelle vom Praterstern).«

». . . . Das von Hauptmann Adolf Ott zusammengestellte Programm umfaßte neben Chorgesängen und Schauturnen verwundeter und rekonvaleszenter Soldaten die Vorführung eines Angriffes auf die »Festung Wutkipoff«, die von diversen Feinden verteidigt wurde. Die Kleider für die »Feinde« hatte die Brünner Theaterdirektion zur Verfügung gestellt. Natürlich wird die Festung erobert und die Feinde in ihren abenteuerlichen Kostümen dem Publikum vorgeführt. Dann wurde die Mannschaft, rund 4000 Mann, mit Bier und Gulasch bewirtet und zum Schluß ein Feuerwerk abgebrannt, dessen Haupteffekt die bengalische Beleuchtung des Kaiserbildes und die flammenden Initialen bildeten.«

* * *

So gehört sichs

[Feierlichkeiten anläßlich der Einnahme Warschaus.] Auch in der Pension der Frau Grete Links in Vöslau wurde die Erstürmung Warschaus festlich begangen. . . .

* * *

Drei Tage aus der großen Zeit

I

König Ludwig von Bayern hat dem sich zur Zeit in Franzensbad aufhaltenden Bezirksrabbiner Benzion Katz von Borszczow auf dessen anläßlich der Einnahme von Warschau gesendetes Huldigungstelegramm telegraphisch seinen Dank ausdrücken lassen.

II

Herr Benzion Katz, Bezirksrabbiner zu Borszczow, derzeit in Franzensbad, hat anläßlich der Einnahme von Warschau und Iwangorod an den Armeeoberkommandanten Feldmarschall Erzherzog Friedrich eine Huldigungsdepesche gerichtet, auf die folgende Antwort eingetroffen ist: »Se. k. u. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Armeeoberkommandant Feldmarschall Erzherzog Friedrich dankt bestens für die patriotische Kundgebung. Im höchsten Auftrage: Flügeladjutant Oberst v. Lorx.«

III

König Ludwig von Bayern hat an den sich in Franzensbad aufhaltenden Bezirksrabbiner Benzion Katz von Borszczow auf dessen anläßlich der Einnahme von Warschau gesendetes Glückwunschtelegramm folgende Antwort gerichtet: »Ihnen und Ihren in Franzensbad weilenden Landsleuten danke ich bestens für die Glückwünsche zur Besetzung Warschaus. Ludwig.«

* * *

Das Scherflein

— — — Den in Schaumanns Apotheke, Stockerau, von einem ungenannt sein wollenden Herrn Oberleutnant zugunsten des Roten Kreuzes erlegten Betrag von 1 K, Summe 1091 K bar und 2000 K Nominale Rente; hiezu der frühere Ausweis von 679.253 K 44 h bar und 53.500 K Nominale Rente, zusammen 680.344 K 44 h bar und 55.500 K Nominale Rente = bisheriges Gesamtergebnis 735.844 K 44 h.

* * *

»Gefängnisstrafen für Kritik in England«

— was sagt man! Vierzehn Tage, weil einer gesagt hat, er wünsche der englischen Armee die Vernichtung!

* * *

›Gefängnisstrafen für die Verbreitung der Wahrheit in Frankreich‹

— was sagt man!

* * *

›Drückeberger in Frankreich‹, ›Nachmusterungen in Italien‹, ›Die tägliche Verlustliste in England‹, ›Der sinkende Kurs in Rußland‹, ›Verabschiedung von Generalen in Italien‹, ›Mißbräuche bei Armeelieferungen in Frankreich‹, ›Ungenügende Kehrichtabfuhr in Rom‹

— also was sagt man!

* * *

›Verzweiflung des Viererverbandes am Sieg‹.

Aber wenn er das Deutsch hört, das aus diesen Titeln ins Ohr der Welt einbricht, sollte er da nicht wieder Hoffnung schöpfen?

* * *

›Der Dumme Kerl‹

Das Inkarnat seiner Veranstaltung: Anheimelnde Gemütlichkeit.

* * *

›D' Geigerbuben‹

Schon über 50?

* * *

›Sensationeller Erfolg der 4 Guglhupf-Kandidaten‹

9 Dioptrin?

* * *

Zur Musterung empfohlen

Das war der Monat, da sie alle, alle genannt wurden. Ja, gibts denn ihrer noch, da wir doch außer den Festen schließlich auch den Weltkrieg selbst haben, wo ja auch alle genannt werden? Es gibt ihrer, wie alljährlich so auch heuer, immer noch und

mehr als je. Zündende Toastredner, Kurgäste, Veranstalter, Klavierhumoristen, Honneursmacher, Spitzen, Gastwirte, Grüßer, Gratulanten, Pensionsinhaberinnen, loyale Oberrabbiner, schwungvolle Unterärzte, Freunde von Juxtombolas, Scherfleinspender, Fanatiker von Kriegsbechern, Anreger von Wehrschilden, Enthüller von Wehrmännern, Bekenner von Wehrzeichen oder Wahrzeichen und alle dazugehörigen Dabeiseier — nie vorher ergoß sich ihrer eine so gewaltige Armee, nie wälzte sich zwischen Bisenz und Luhatschowitz eine ähnliche Dampfwalze. Wenn man nun die Unzahl jener dazurechnet, die es berichten, redigieren, verbreiten, mit nachschmeckendem Wohlbehagen und mit dem Bedauern, daß sie nicht auch bei so was dabeiwaren, lesen, und wenn man überhaupt die Wesensart dieser Gegend bedenkt, in der immer noch mehr Leute zu finden sind, die sich über die Taten freuen als solche, die sie tun, wenn man sieht, wie hier die Solidarität vor dem Ereignis sich in der Bereitschaft ausdrückt, Gruppen zu bilden, und wie hinter allem was geschieht immer noch Raum ist, damit sich Leben und Preistreiben entwickle — so wird auch der Laie unschwer zu der Folgerung kommen, daß hier unermeßliche Ressourcen sind, die, wenn auch an sie der Ruf ergeht, gewiß nicht zögern werden, des Rufes, ein sich aus allen Schichten der Bevölkerung rekrutierendes Publikum zu sein, sich würdig zu erweisen und an jenem Ereignis unmittelbar zu beteiligen, zu dem sie heute noch Stellung nehmen — auf die Gefahr hin, daß die Kurorte sich ohne Lampions durchfretten müssen und die Weltgeschichte einen weniger animierten Verlauf nimmt!

* * *

Eine gute Ernte in Aussicht

[Bahnbeschwerde aus dem Salzkammergut.] . . . . von Ischl erst um halb 9 Uhr abgehen lassen, der aber die Hauptpost und die mit Ungeduld erwarteten Abendblätter nicht mitbringt. Wir Bewohner der aus Sommergästen stark besäten Gegend von Ischl bis St. Gilgen müssen uns bis nachmittag nach 3 Uhr gedulden. . . .

* * *

Eine sonderbare Schwärmerin

». . . . Paul Ehrlich hat für den Vorgang, der sich im menschlichen Organismus unter der Einwirkung seines chemischen Präparates

auf die krankheiterregenden Bazillen vollzieht, das Wort ‚Verankerung' geprägt und mit diesem Worte der Fähigkeit, sich in die feindlichen Bakterien festzubeißen, eine so lebendige Kraft verliehen, daß sie uns wie bewußter Zerstörungswille von ungeheurer Intensität anmutet — und wiederum — wenn ich an unendlich Zartes denke, an leiseste Umklammerung feinster Fühlfäden, an meine erste Begegnung mit Paul Ehrlich, so kann ich die Wirkung seiner Persönlichkeit auf mein innerstes Wesen nur mit seinem eigenen Wort ausdrücken: ‚Verankerung'. . . .«

Was heutzutage alles möglich ist. Eine feine ältere Dame heißt Eveline v. Schey und hat mit vollem Namen, ihn verleugnend und sich zu Ehrlich bekennend, diese Träumerei einer hochromantischen Seele einer für Poesie empfänglichen Leserschaft übermittelt. Romeo und Julia hören damit auf, ein Vorbild für die Umklammerung feinster Fühlfäden zu sein. Die Sympathie spricht hinfort wie Schey und Ehrlich: »Dein Nam' ist nur mein Feind . . . . sei andern Namens! Was ist ein Name? Was uns Rose heißt, wie es auch hieße, würde lieblich duften . . . . O Romeo, leg' deinen Namen ab, und für den Namen, der dein Selbst nicht ist, nimm meines ganz!« ». . . . Mein eigner Name, teure Heil'ge, wird, weil er dein Feind ist, von mir selbst gehaßt.« »Wie Ehrlichs Präparat einen Bazillus hast, Lieber du, mein Innerstes verankert!« »Leb wohl! Kein Mittel lass' ich aus den Händen, um dir, du Liebe, meinen Gruß zu senden.« »O denkst du, daß wir je uns wiedersehn?« »Ich zweifle nicht, und all' dies Leiden dient in Zukunft uns zu süßerem Geschwätz.«

* * *

Die Nebensache

Ich suche einen
Schwiegervater
der sich mit mir in Konfektion etabliert; bin 33 Jahre alt, bekannt als Reisender und Konfektionär. Verm. verb. J. C. 3378 Exp. d. Bl., Berlin SW.

Cherchez la femme, kann man da wohl nicht mehr sagen. Wo ist sie? Suchs Frauerl. Er sagt nicht: Einheirat, denn auch der Schwiegervater ist noch nicht etabliert. Sonst sagen sie wenigstens,

daß sie das Geschäft finden wollen und darum die Frau suchen. Sie brauchen einen lebendigen Vorwand. Das fällt jetzt weg; der Schwiegervater ist das Rudiment einer überwundenen Entwicklung, die noch Sentimentalitäten kannte und die Frau beim Warenstand berücksichtigte. Das ist vorbei. Ein Schwiegervater wird gesucht. Die Tochter kann tot sein, ist sie bei der Hochzeit da, gut: nicht — nicht. Wird er das Konfektionslager mit dem Schwiegervater teilen! Es ist eine Neuerung in der Damenkonfektionsbranche. Konfektion ohne Dame. Der Glanz antiker Größe durchflutet unsere Zeit. Wo ist sie, die dieses Schicksal treffen wird? Die vielleicht die Annonce liest und nicht weiß, daß letzten Endes doch sie gemeint ist! Wo lebt die Konfektionsware? Wo lebt dieses fertige Kleidungsstück von Weib? Wo ist sie, daß ich sie beschwöre, ~~nicht auszugehen~~ und sich lieber zu töten als der Kadaver dieser Hyäne zu sein. Männer sterben jetzt durch Zufall, Frauen werden gebären, weil zwei sich etablieren wollen. Ein heroisches Zeitalter bricht ein. Morgenrot! Beklaget nicht was gewesen. Zwei Haderlumpen werden sich in dieser großen Zeit über dem toten Leben eines Mädchens die Hand reichen.

Notiz

~~Der Kriegs~~fürsorge wurde zugewiesen: der Ertrag der drei Leseabende (19. November: 1641, 16. Dezember: 777·90, 13. Februar: 587·85) = 3006 Kronen 75 Heller; das Ergebnis einer zum vierhundertsten Heft veranstalteten Sammlung für eine Ehrengabe = 650 Kronen, dazu die Zinsen dieses Betrages = 13 Kronen 83 Heller; der Ertrag eines Teiles der Auflage von Nr. 404 und ~~und~~ Nr. 405, je 80 Kronen = 160 Kronen (deren zweite Hälfte keinem Spital, sondern einem mittellosen Soldaten ~~zugewiesen~~ wurde, der nach siebenmonatigem Kriegsdienst an der Front mit drei Krankheiten zu leichterer Arbeit ~~superarbitriert wurde~~) = im Ganzen 3830 Kronen 58 Heller.